

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Das zweite Projekt II.	289
Schwänke. Von Heinrich Hebel	300
Dem Ganzen. Von Richard Schickel	306
Russische Revolution. Von Marian Bystromski	308
Bankgeschäfte. Von Leden	310
Bandschaber	314

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1908.

Inseraten-Annahme für „Die Zukunft“ durch den Verlag der Zukunft Berlin, Wilhelmstrasse 30 sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditioren.

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses Carl Neuburger,
Kommanditgesellschaft auf Aktien

Kapital: 5 Millionen Mark.

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässen Zinssüssen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei

9-4 Uhr.

Circus Busch

am Bahnhof Börse
Täglich Abends 7¹/₂ Uhr.

Auf der Hallig

Original Manege-Schaustück
des Circus Busch.

Besonders hervorzuheben: Riesen-Illusions-Akt unter Wasser.
Mr. Lytton (Automobil-Saltomortale). Bros. Clarkomians. Austral. Holzfaller. Aurora-Truppe.

ZÜST

29/50 HP

Der Tourenwagen

Mädler's Patent-Koffer

unerreicht an Leichtigkeit, Eleganz und Haltbarkeit
sowie sämtliche

Reise-Artikel und Lederwaren

Moritz Mädler

Leipzig
Peterstr. 8

Berlin
Leipzigerstr. 101/2

Hamburg
Nenerwall 84

Frankfurt a. M.
Kaiserstr. 39

Preisliste versende gratis: Moritz Mädler, Leipzig-Lindenu.



Berlin, den 29. Februar 1908.

Der zweite Prozeß.

II. *)

Power without right is the most detestable object that can be offered of the human imagination it is not only pernicious to those whom it subjects, but works its own destruction. Res detestabilis et caduca,
Chatam: Speeches.

Staatsaktion.

Generallieutenant von Einem, Staats- und Kriegsminister, hat am neun- undzwanzigsten November 1907 im Reichstag ausführlich über die Strafsache Moltke wider Harden gesprochen. Ueber ein schwebendes Verfahren. Darüber vom Sitz eines Regierenden bestimmte Meinungen ins Land hinabzurufen, galt auch in Deutschland bisher nicht als erlaubt. Jeder Versuch amtlicher Einwirkung auf Justizbehörden, Gericht, Volkstimmung mußte in dieser höflichen Sache sorgfamer noch als in jeder anderen vermieden werden. Herr von Einem dachte anders; und wußte, daß jede Ingerenz, die dem Angeklagten schaden könnte, in der berliner Presse Beifall finden werde. Das Königliche Staatsministerium hatte nichts einzuwenden. (Der Generallieutenant kam *recla* aus Highcliffe.) Ein Verfahren wird eingestellt, ein neues eröffnet, ein im Namen des Königs gesprochenes Urtheil vernichtet; und bevor, gegen das Votum der ersten Kriminalisten, die Sache von vorn anfängt, tritt der preußische Kriegsminister vor den Reichstag und judiziert nach Herzenslust. So wars und so war es nicht. Das ist erwiesen und Das ist nicht

*) S. „Zukunft“ vom neunzehnten Februar 1908.

erwiesen. Hier ist eine Beleidigung und hier ist keine. In keinem Parlament der Erde ist je geduldet worden, daß ein Vertreter der Regierung seinem Vorurtheil über eine schwebende Strafsache so rückhaltlosen, so ungenirten Ausdruck gab. Wenn sich um den Stiredakteur eines sozialdemokratischen Blattes, um den winzigsten Sendboten des Ruffenterrors gehandelt hätte, wäre in der Presse ein Höllenlärm entstanden. Da nur Herr Harden geschädigt werden konnte, fanden die berliner Zeitungen kein Wort des Protestes. Die Rede, die jeder ernste Monarchist streng tadeln mußte, bewies obendrein, daß der Kriegsminister weder die Genesis noch den Gegenstand des Prozesses kannte. „Die Artikel der ‚Zukunft‘, die bezeichnet sind, Gespräch zwischen dem Harfner und dem Süßen“, habe ich nicht gelesen; dazu habe ich auch gar keine Veranlassung gehabt, denn ich hatte keine Ahnung, wer damit gemeint sein könnte.“ Vor dem Lesen pflegt selten Einer zu ahnen, was und wer in dem Artikel gemeint sein könne. Daß hier Artikel mit solchem Titel nie erschienen sind, sollte Jeder wissen, der öffentlich über die Sache spricht. Die unzureichende Information des Ministers zeigte sich auch an wichtigeren Punkten. Meine Artikel haben ihn, den Chef des Militärkabinetts und den Kommandanten des Hauptquartiers „veranlaßt, an maßgebender Stelle nachzufragen, ob Etwas gegen den Fürsten Eulenburg bekannt wäre. Die Antwort ist durchaus negativ ausgefallen: es liege nichts vor“. Welchen Grund hatten drei Generale, ex officio sich um das Handeln und den Ruf des Fürsten Eulenburg zu bekümmern? Meines Wissens hat Einer der Drei die Zumuthung mit den Worten abgewiesen: „Der gehört ja nicht zur Armee; ich lasse die Finger davon.“ Die für einen zur Disposition stehenden Botschafter „maßgebende Stelle“ kann nur der Reichskanzler sein. Der hat am sechsten November 1907, als beeideter Zeuge, gesagt: „Ungünstige Gerüchte über den Grafen Hohenau und den Fürsten Eulenburg sind in den letzten Jahren zu mir gedrungen“. Daß er den drei Generalen anders geantwortet hat, ist undenkbar; und „durchaus negativ“ wird Mancher diese Antwort nicht finden. Das ist nicht die einzige Differenz zwischen Kanzler und Kriegsminister. Fürst Bülow sagte, der Kronprinz habe seinem Vater die Hefte der ‚Zukunft‘ gebracht. „Der Kronprinz erfüllte damit einen Akt der Pietät gegen seinen kaiserlichen Vater und auch das Land muß ihm für diese patriotische That dankbar sein.“ Dieser Satz (im offiziellen Text steht: „Er handelte im Interesse des Landes“) hatte Vergerniß gegeben. Dem Redner war bedeutet worden, es erscheine nicht angemessen, über Interna der kaiserlichen Familie dem Reichstag Mittheilungen zu machen. Die Darstellung des Herrn von Einem erwähnt den Kronprinzen nicht mehr.

Die Artikel, heißt's da, sind nach Homburg geschickt worden. Der Kommandant des Hauptquartiers hat am ersten Maimorgen mit den Grafen Kuno Moltke und Wilhelm Hohenau gesprochen. Beide Herren haben den Verdacht homosexueller Neigungen weit von sich gewiesen. „Graf Hohenau hat gesagt, er habe erwartet, daß sein Vorgesetzter ihn in Schutz nehme; er hat sich solidarißch erklärt mit dem älteren General, dem Grafen Moltke; er werde sich Dem anschließen.“ Nach dieser dienstlichen Unterredung haben beide Grafen Abschiedsgefuche eingereicht. Warum? Trotzdem die Chefs des Militärkabinetts und des Hauptquartiers sie völlig makellos fanden? Wenn man die Herren für unschuldig verdächtigt hielt, mußte man sie vom Dienst suspendiren und vor ein Ehrengericht stellen. Das konnte in vierzehn Tagen, in acht schon erledigt sein, in aller Stille; und die Vereinigten konnten, in ehrenvoller Aktivität, dann jeden Schritt thun, der ihnen noch nöthig schien. Statt diesen von der Sitte vorgeschriebenen Weg zu wählen, zwang man die Herren, die Verabschiedung zu erbitten. Und was sie erbaten, wurde gewährt. Warum? „Um sie von seiner Person zu trennen, um sie vom Hofe freizumachen, hat Seine Majestät eingewilligt, sie mit Pension zur Disposition zu stellen, in dem Gedanken, sie, wenn sie sich gereinigt hätten, wieder anzustellen.“ So sagt der Kriegsminister. Ich kann diese Darstellung nicht für objektiv richtig halten.

Vier Herren aus dem engsten Verkehrskreis des Kaisers und Kriegsherrn sollen öffentlich schlimmen Handelns beschuldigt worden sein. (So wird behauptet; mit Unrecht, wie Hunderte unbefangener Leser mir bestätigt haben.) Kein Maßgebender bezweifelt ihre Bethuerung völliger Unschuld. Keiner denkt an ein Ehrengericht. Einer der Vier, der Ausländer, verschwindet leise. Die drei Anderen müssen Abschiedsgefuche einreichen; sie werden zur Disposition gestellt und sollen erst wieder in die Sonne heimkehren, wenn sie gereinigt sind. Was geschieht nun? Ein Herr (der von dem Vorgesetzten Schutz erwartet hatte) hält die Reinigung für unnöthig; geht ins Ausland und schreibt an einen in die Zweite Soldatenklasse versetzten Mann, er „werde in absehbarer Zeit nicht nach Deutschland zurückkehren“. Der Zweite behauptet, nach fünf Wochen, ich habe ihm ein Vergehen gegen den Paragraphen 175 vorgeworfen, läßt Staatsanwalt und Gericht nach Beweismitteln forschen und beruhigt sich mit der Antwort, strafbare Handlungen seien ihm öffentlich niemals nachgesagt worden. Der Dritte stellt, in der fünften Woche, einen Strafantrag, der, auf Weisung des Justizministers, von allen Instanzen abgelehnt wird. (Die Antwort der Staatsanwaltschaft und des Ministers müßte ungefähr so gelautet haben: „Personen aus der nächsten Umgebung Seiner Ma-

jestät in ihrem Rechtsanspruch gegen Beleidiger zu vertreten, ist nicht unseres Amtes; insbesondere nicht, wenn diesen Personen der Strafantrag von der Allerhöchsten Stelle befohlen ist. In solchem Falle fehlt das öffentliche Interesse, das die Königliche Staatsanwaltschaft zur Verfolgung berechtigt. Auf Grund des Paragraphen 416 der Strafprozeßordnung war deshalb der Antrag Eurer Excellenz abzuweisen.“) Wäre dieses Verfahren der Justizbehörde gegeg einen Herrn, der nach gerichtlicher Reinigung wieder in den Gunstkreis aufgenommen werden soll, geduldet oder gar gebilligt worden? Konnten, nach so bündigem Befehl, die Anderen sich der Pflicht zur Klage entziehen? So kanns nicht gewesen sein. Wenn dem Kaiser gemeldet worden wäre, drei ihm nahe Herren, ein verwandter und zwei befreundete, seien öffentlich schuldlos verdächtigt worden, hätte er das schnellste Verfahren gefordert und den Beschuldigten sichtbare Zeichen ungeschmälerten Vertrauens gegeben. Keiner der Drei kam vor sein Angesicht. Keinem ward ein tröstendes, Hoffnung weckendes Wort. Und dem Einzigen, der klagte, wurde der Strafantrag in allen Instanzen abgelehnt und im Spätlenz der Termin in die letzte Oktoberwoche gelegt. Schon vor dem Schöffengericht habe ich gesagt: „Weil Etwas geschrieben, veröffentlicht worden ist, etwas angeblich Unwahres, sollen drei Freunde des höchsten Mannes im Reich das Amt und die Gnade verloren haben? Daß wir in solchen Zuständen leben, behaupten selbst die wildesten Sozialdemokraten nicht. Zwischen meinen Artikeln und der Entlassung der Herren liegen Vorträge, Ermittlungen und andere Dinge. Wenn es nichts weiter gäbe als meine paar Worte, sähen die Herren noch heute in Amt und Gunst.“ Die Darstellung des Kriegsministers kann nicht richtig sein. An die Wiederkehr der drei Herren hat im Mai Niemand gedacht. Jeder geglaubt, inkorrektes Verhalten habe sie für immer um die Gnade gebracht. Man hielt sie für schuldig; irgendeines Vergehens. Da ist das punctum saliens; pochte in Entstehendem das Herz der Sache. „Ob der Entschluß, der die Demissionen erzwang, allzu jäh, ob er nothwendig, durch welche Erwägungen er bewirkt war, kann ich nicht ermessen“: Das schrieb ich im Juni. Wenn die Dinge so gelegen hätten, wie Herr von Einem glaubt, wäre zu Entlassung und Unruhe kein Grund gewesen. Eine Notiz im Reichsanzeiger oder in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung: und nicht der schüchternste Tadel hätte sich noch an die Geschügten herangewagt. Sie blieben schußlos. Wurden in hundert Blättern wie Verbrecher behandelt. Galten als schuldig und abgethan. In der Norddeutschen wurde nur daran erinnert, daß der Kanzler gesagt habe: „Kamarilla ist eine fremde Giftpflanze, die man nie ohne großen Schaden

für Fürst und Volk nach Deutschland verpflanzt hat.“ Das mußte in dieser Zeit wie eine Bestätigung des harten Urtheils klingen, das über Eulenburg und Genossen gefällt worden war. In diese Stimmung paßte das Wort des Maßgebenden: „Die Vier sind erledigt.“ Andiese Stimmung mahnten noch die Novemberjähre des Fürsten Bülow: „Als mir der Kaiser zum ersten Mal von der Angelegenheit sprach, habe ich Seiner Majestät gesagt, er dürfe jetzt weder rechts noch links sehen, sondern müsse nur daran denken, den Schild des eigenen Hauses und den Schild der Armee rein zu halten. Das war Seiner Majestät aus der Seele gesprochen.“ Auf allen Gipfeln war man vom Lenz bis in den Herbst ganz sicher, daß die Gestürzten nie wieder hinaufkommen würden. Parteilung entstand nur dadurch, daß eine starke Gruppe den vom Thron Entfernten auch noch die äußeren Zeichen besonderer Ehrung nehmen wollte. Deshalb kam zu öffentlicher Verhandlung; nicht, weil sie einen Rückweg in hohe Gnade öffnen konnte. Nach dem ersten Prozeß las man anders. Nie, hieß es nun, hat oben Jemand den Herren Unziemliches zugetraut noch an ihrer Rückkehr gezweifelt. Gegen diese Variante zeugt (außer anderem erweislichen Handeln und Reden) laut genug schon die Klage des Grafen Moltke über im Dienst erlittenes Unrecht: „Man hat mich ja gar nicht gehört!“

Da in der selben Debatte der Kriegsminister auch das vom Herrn von Hülsen, der als Majormajor dem Stadtkommandanten Grafen Moltke untergeben war, im ersten Prozeß Bekundete ungenau citirt hat, muß ich, zur Aufhellung des Thatbestandes, die wesentlichen Theile dieser Aussage hier nach dem stenographischen Bericht über die Hauptverhandlung anführen.

Justizrath Bernstein: Sind die Gerüchte von denen der Herr Zeuge sagt, daß sie „allgemein“, daß sie „von vielen Stellen“ kamen, sind diese Mittheilungen über Verfehlungen des Fürsten Eulenburg von dem Herrn Zeugen selbst und in seinen gesellschaftlichen Kreisen geglaubt worden?

Major von Hülsen: Ja.

Justizrath Bernstein: Hält der Herr Zeuge für wahrscheinlich, daß auch Graf Moltke davon erfahren hat?

Major von Hülsen: Ich bin der Ansicht, daß Excellenz davon erfahren hat.

Amtsrichter Dr. Kern: Sie glauben, daß er Das weiß?

Major von Hülsen: Nach Dem, was ich von vielen Seiten gehört habe, glaube ich es.

Harden: Der Herr Privatkläger hat hier bestritten, daß sein Abichiel mit meinen Artikeln zusammenhänge; Graf Moltke sagt, sein Scheiden aus der Stadtkommandantur habe mit diesen Artikeln nicht das Allgeringste zu thun.

Graf Moltke: Jawohl.

Justizrath Bernstein: Ist dem Herrn Zeugen bekannt, weshalb Graf Moltke nicht mehr Stadtkommandant ist?

Major von Hülsen: Dienlich ist mir eine Ordre bekannt geworden, die wohl die Veranlassung gewesen ist. Ich habe dienlich damit zu thun gehabt und weiß deshalb

nicht, ob ich berechtigt bin, mich darüber zu äußern. Ich habe das Aktenstück als Bureauchef bekommen.

Garben: Ist es richtig, daß ausschließlich militärtechnische Gründe die Verabschiedung des Grafen Moltke herbeigeführt haben?

Major von Hülßen: Nein, ausschließlich militärische Gründe waren es nicht. Aber sie haben jedenfalls zu militärischen Gründen in Beziehung gestanden.

Zustizrath Bernstein: Haben diese Gründe mit den militärischen Pflichtbegriffen in Verbindung gestanden? Hat man an dem Verhalten des Herrn Grafen irgendetwas nicht ganz entsprechend gefunden?

Major von Hülßen: Jawohl.

Graf Moltke: Ist eine geheime Ordre gekommen? Ist eine besondere Ordre über mich ergangen, die ich nicht gekannt habe?

Major von Hülßen: Darüber muß ich wohl die Auskunft verweigern.

Dem Platzmajor war also nichts davon bekannt, daß der ihm unmittelbar vorgesetzte Stadtkommandant unschuldig verdächtigt und, ohne einen Schatten von Ungnade, nur für die Prozeßzeit dem Dienst enthoben sei. Er nahm an, der Vorgesetzte habe eine Pflicht verletzt, sein Verhalten sei getadelt worden und eine Rückkehr in Amt oder Gunst schon deshalb unmöglich. Das war noch im Oktober die Auffassung des Platzmajors, der im Mai, als Bureauchef, auf dem dienstlichen Weg ein Aktenstück über den Grafen Moltke erhalten hatte. Nie war ihm, der dem Stadtkommandanten der Nächste war, von all den Dingen, die der Kriegsminister erzählt hat, eins bekannt geworden. Die Darstellung des Herrn von Einem kann nicht richtig sein.

Auch über die Grafen Hohenau und Lynar sprach der Kriegsminister mit unzulänglicher Sachkenntniß. Er vertheidigte sie mit einem Eifer, der den Kameraden ehrt, vor dem der Staatsminister sich aber hüten mußte. Graf Lynar habe nur „einen Burschen unzüchtig berührt“. (Nur berührt? Der Bursche hat behauptet, der Graf habe ihn geküßt und versucht, ihm das Bein kleid herunterzureißen.) „Von dem Paragraphen 175 des allgemeinen Strafgesetzbuches und dem Paragraphen 114 des Militärstrafgesetzbuches (Mißbrauch der Dienstgewalt zu Forderungen, die in keiner Beziehung zum Dienst stehen, oder zu Privat Zwecken) kann nicht die Rede sein.“ (War nicht schon die leiseste unzüchtige Berührung ein Mißbrauch der Dienstgewalt zu Privat zwecken? Ist ein viel schwererer vorstellbar? Solchen Mißbrauch bedroht das Militärstrafgesetzbuch mit Gefängniß oder Festungshaft bis zu zwei Jahren. Major Graf Lynar, der die Leibschwadron des Regiments der Garde du Corps geführt hatte, wurde aufgefordert, sofort ein Abschiedsgesuch einzureichen. „Da ein Grund vorlag, dem Major die Dienstunfähigkeit bescheinigen zu können, ist die Verabschiedung mit Pension erfolgt.“) „Kein Mensch hat eine Ahnung

gehabt, daß irgendwelche Vergehen dieser Art diejem Manne zuzutrauen seien " (Kein Mensch? Seit Jahren hat man davon gehört, das Aergerniß war sogar bis über den Aermelkanal gedrungen; und der alte Gehlsen hat schon 1905 in seiner „Stadtlaterne“ gesagt, der Graf habe widernatürliche Unzucht mit Männern getrieben.) Noch weniger sei an einen Fehltritt des Grafen Hohenau zu denken gewesen, „der sein Regiment in ausgezeichnete Ordnung und Disziplin gehalten, den sein Offiziercorps verehrt und geliebt und der in der glücklichsten Ehe gelebt hat.“ In dieser Zeit der Ordnung und Disziplin erzählte Unteroffizier Vollhardt in der Kantine, er habe von dem Kommandeur Geld bekommen; und in der Reitbahn höhnte eine zotige Inschrift die Grafen „Willy und Harnes“. Und was liegt jetzt vor? „Gerüchte, die nicht bewiesen sind. Der einzige Zeuge, der die beiden Herren belastet, ist Vollhardt.“ Daß dieser Zeuge die Vorgänge, deren Schauplatz die Villa Lynar gewesen sein soll, richtig geschildert habe, scheine unmöglich. Vollhardt habe auch behauptet, an den Herrenabenden den Fürsten Eulenburg und den Grafen Moltke gesehen zu haben. „Es steht unzweifelhaft fest, daß diese beiden Männer niemals in der Villa gewesen sind.“ (Wie ist diese unzweifelhafte Feststellung bewirkt worden? Ich habe schon im ersten Prozeß gesagt, daß mir nie eingefallen sei, die beiden Herren orgiastischer Geschlechtshandlungen zu verdächtigen, und eine Aussage Vollhardts über sie gar nicht gewünscht habe. Seltsam wäre aber, wenn Graf Moltke das Haus Lynars, das dicht neben seinem lag, auch bei Tag niemals betreten hätte; das Haus eines zur feinsten potsdamer Hofgesellschaft gehörigen Herren, von dem er seine Wohnung am Heiligen See übernommen, mit dem er Tag und Bedingungen des Mietherrwechsels verabredet hatte. Vor dem Kriegsgericht hat außer Vollhardt ein zweiter Zeuge beschworen, daß an Herrenabenden zwei ihnen Fremde in der Villa waren. Die angeklagten Grafen haben die Namen nicht genannt und die Personen sind nicht festgestellt worden.) Daß Graf Hohenau zur Disposition gestellt, daß ihm Pension und Uniform gelassen worden sei, fand der Kriegsminister „vollständig geschildert und richtig“; und war empört, als der Abgeordnete Paasche zwar „den lauterem und graden Sinn des Herrn von Einem“ gerühmt, dessen unzureichende Sachkenntniß aber, „ohne ihm den geringsten Vorwurf zu machen“, bedauert hatte. Das war am dritten Dezember. Am dreiundzwanzigsten Januar wurde von dem Gericht der Ersten Garde-Division (das den Zeugen Vollhardt für glaubwürdig hielt und beeidete, die von ihm belundeten Fälle aber als verjährtausschalten mußte und spätere nicht festgestellt hat) Graf Hohenau, weil ihm zwar geschlechtlicher Verkehr mit Männern, in den nicht verjährten Fällen aber nicht

der Thatbestand einer gesetzlich strafbaren Handlung nachgewiesen sei, freigesprochen, Graf Johannes Lynar zu fünfzehn Monaten Gefängniß verurtheilt. (Fünfmal Mißbrauch der Dienstgewalt zu sexuellen Zwecken; einmal Versuch, einen Untergebenen zu einer mit Strafe bedrohten Handlung zu bestimmen; da hartnäckiges Zeugnen das Verfahren über Gebühr hingezogen hat, wurde die Dauer der Untersuchungshaft nicht von der Strafzeit abgerechnet.)

Die beiden Männer sind zu beklagen. Kranke, nicht Verbrecher. Doch der Eine hatte das vornehmste Preußenregiment, der Andere dessen Muster-
schwadron geführt. In Preußens Trabanten-
garde die Leibschwadron, deren Chef
der König von Preußen ist. Der Eine war Generaladjutant, der Andere sollte Flü-
geladjutant werden. Den Hohenzollern hatte, vor dem Auge des vom Regiment-
kommandeur zu Geschlechtsverkehr verleiteten Soldaten, der Deutsche Kaiser
während eines Kasinofestes umarmt; dem Better fröhlich zugerufen: „Billy,
Du bist mein Fleisch und Blut!“ Der Schwager des Großherzogs von Hessen
hatte den Kronprinzen des Deutschen Reiches ausgebildet. Auf Briefbogen,
denen die Königskrone und, in Goldlettern, die Worte „Schloß Wilhelm-
höhe“ aufgedruckt sind, schrieb Graf Hohenau an Bollhardt. Durften diese
Unglücklichen, deren Sexualität die stärksten Hemmungsimpulse lähmte, auf
ihren Posten bleiben? Geschlechtlichen Mißbrauch der Dienstgewalt will auch
der schroffste Gegner des Urningparagraphen bestraft sehen. Auch im natür-
lichen Geschlechtsverkehr heischt jeder Moderne Schutz der Sexualfreiheit gegen
Mißbrauch; gegen Brotherren, Vorgesetzte, Uebermächtige aller Art. War das
Thun, das dieses kriegsgerichtliche Verfahren erwirkt und schlimmem Beispiel
die contagiöse Kraft genommen hat, nicht immerhin nützlich? Der Gedanke an
das Schicksal der Beiden ließ mich manche Nacht im Fieber durchbeben. Der
graue, nie völlig wieder aus dem Hirn zu tilgende Gedanke, Menschenglück
getötet, Kindern das Bild des Vaters verleidet zu haben. Doch mußte es sein.
Quae medicamenta non sanant, ferrum sanat. Nur der verschworene Feind
der Dynastie und des Heeres konnte schweigen. Und hätte ich wirklich, wie ohne
Zug durchs Land geschrien ward, einem Fürsten und einem Grafen Unrecht ge-
than: noch den Irrthum, neben dem so heilsame Wahrheit stand, durfte nicht
eine Strafe treffen, die der Gesetzgeber Betrügnern und Dieben zugehört hat.

Wie mag Herr von Einem darüber denken? Die Sexualkranken beur-
theilt er viel härter als ich. Buben nennt er sie und will sie mit eisernem Besen
aus dem Armeebereich lehren. „Wir sind diese Leute ekelhaft und ich verachte
sie. Ein solcher Mann darf nie und nimmer Offizier sein. Ein solcher Mann
kommt in die Lage, sich gegen seinen Eid zu vergehen; er fördert durch sein

Verhalten nicht das Beste, sondern das Schlechteste; er untergräbt die Disziplin und zwingt seine Mannschaft, den Vorgesetzten zu verachten. Wird ein solcher Mann gefaßt, wer es auch sei und wo er auch stehe, so muß er vernichtet werden.“ Heftige Worte. Daß zwei, die allzu lange auf fast unnahbar hoher Stelle gestanden hätten,⁴ vernichtet werden konnten und allen Soldaten des deutschen Heeres von berufenen Wagnern jezt, auf Befehl des Kriegsherrn, die Lebensgefahr der Männerlockung, Männerpaarung gezeigt wird, habe ich bewirkt. Stolz bin ich nicht drauf. Der Minister, der mit so grimmem Eifer das Ziel zu erreichen suchte, mußte sich eigentlich aber gestehen: „Der Mann hat gethan, was meine Worte nur malten, und würde, trotz einem Fehlgriß, noch Dank verdienen.“ Hat der Kriegsminister, auf dessen Wink doch alle Quellen ans Licht fließen, etwa nicht geirrt? Als er das Ansehen seines Amtes für die beiden Grafen einsetzte und immer wieder versicherte, das gegen sie Vorgebrachte sei nur Klatsch und Tratsch? Daß es mehr war, konnte er wissen. Der Kriegsminister muß für die Armee eintreten, für jeden Offizier, jeden Mann, so lange es irgend geht. Hier ging es nicht mehr. Eine beschworene Aussage. Verdächtige Briefe. Beide Beschuldigte waren, statt sich zu vertheidigen, ins Ausland gegangen. Der Eine aus einer Familie, deren physische Belastung längst erkennbar, schon in einem nicht nur den Erben bekannten Testament erwähnt worden ist. Auch der Andere seit Jahren in häßlichem Ruf. Soldaten und Dienstboten wußten Bescheid. Spuren, denen man leicht nachgehen konnte. Dünnere Indizien haben manchmal zu Anklage, Steckbrief, Verhaftung, Schuldspruch genügt. Der von der Hülle der Verwaltungspflichten in ein Bureaukratenleben gezwungene Kriegsminister erfuhr nichts. Das ist nicht unverzeihlich. Dann mußte er sagen: „Ich weiß nichts und werde im Reichstag über Schuld oder Unschuld der Herren vor der Urtheilsverkündung kein Wort sprechen.“ Er sprach; höchst ausführlich und gar nicht zornlos über zwei schwebende Strafverfahren. Gegen die beiden Grafen ist „nichts erwiesen“; über sie darf kein Abgeordneter unfreundlich reden: denn die Untersuchung ist noch nicht abgeschlossen. Ueber die inkriminirten Artikel eines Schriftstellers, der vom ersten Gericht freigesprochen, vom zweiten noch nicht gehört worden ist, darf der Kriegsminister im Reichstag suggestive Urtheile fällen. Post hoc ist er General der Kavallerie geworden, hat einen hohen Orden bekommen und der einzige Abgeordnete, der ihn, mit dem Hut in der Hand, kritisiert hatte, wurde von feigen und treulosen Kollegen und von rüudigen Prehrüden angefallen.

Diesen Abgeordneten, den Vicepräsidenten Baasche, hatte der Kriegsminister emphatisch beschworen, doch nur ja Alles, was er vermöge, zu thun,

um die Bestrafung schuldiger Offiziere zu sichern. „Ich werde Ihnen dankbar sein. Die ganze Armee wird Ihnen dankbar sein.“ Schöne Worte. Was Herr von Einem ersehnte, habe ich gethan. Mein Handeln hat das Verfahren gegen die Mißbraucher der Dienstgewalt, die Verfäherer junger deutscher Soldaten erwirkt. Durch Zeugen, die ich dem Gericht, als es mich vorlud, genannt habe, ist die Ueberführung gelungen. Von Dankbarkeit habe ich nichts gespürt. (Offiziell nichts; daß mancher Offizier, daß ganze Schaaren von Subalternen die Nothwendigkeit und den Nutzen der Operation anerkennen, lehren mich noch jetzt jeden Tag Briefe.) Wer auf mein Erlebniß blickt, kann nicht Lust bekommen, Siterherde im Staatskörper zu entjauchen. Kann auch nicht glauben, daß man ohne Zaudern an allen Stellen nach dem eisernen Besen greift, auf den die effektvolle Heerde hinwies. Noch immer wird auf der Höhe ja die Oeffentlichkeit des schöffengerichtlichen Verfahrens bejuzelt. Ohne diese Oeffentlichkeit wären die Grafen Hohenau und Lynar nicht vor das Gericht der Ersten Garde-Division gekommen. Daß es geschah, sollte Keiner bedauern, der die Gesundheit des bewaffneten Volkes wünscht. Noch in den letzten Tagen des zweiten Prozesses sagte einer der höchsten und bekanntesten Offiziere der Armee zu einem Oberst: „Daß Harden damals in diese Siterbeule geschnitten hat, ist ein Glück; und mir ist undenkbar, daß er mehr als eine kleine Geldstrafe bekommt.“ Nur laut durfte Keiner es sagen. Crpartus fortan alle Rationalpathetik; all die großartigen Grundsätze, „wie sie den Puppen wohl im Munde ziemen“. Auch bei uns wird mit Wasser gekocht. Und in den Künsten des staatlichen Carré sind wir mindestens so weit wie Gladstones England.

Die Wirkung der Ministerreden war die sichtbare Impression: Oben ist man, Hof und Regierung, von der Makellosigkeit der in der „Zukunft“ genannten Herren überzeugt. Der Herausgeber der Zeitschrift hat Klatschgeschichten verbreitet. Die Hochgeborenen sind nicht in Ungnade. Sobald die Gerichte ihnen die honos mores bescheinigt haben, gehts in Amt und Bürden zurück. Da dräute meiner Sache doppelte Gefahr. Der Theil der Presse, der noch gezögert, nicht nur aus persönlichem Neid und persönlicher Rachsucht Partei ergriffen hatte, wurde nun zaghaft. Wozu Einem beistehen, gegen den Hof, Regierung, Hauptstadt- und Provinzialpresse zum Winterfeldzug, zur guerre à outrance entschlossen scheinen? Im Mai und nachher hat man so schreckliches Zeug geschrieben; hundertmal schrecklicheres als der Harden. Am Ende wird man selbst noch angeklagt. Rückwärts, Don Rodrigo. Was von der anderen Seite heraufzog, sah ernster aus. Neun Zehntel aller im preussischen Deutschland Geborenen beugen sich blind vor der Autorität. „An maßgebender Stelle“

ist die Sache schon untersucht und kein Fehl gefunden worden? Die gestern abgethan schienen, erklettern übermorgen wieder die lichte Höhe. Wenn Alles gut geht. Sie sind gar nicht weggeschickt worden; nur, so zu sagen, beurlaubt, um den Angreifer unschädlich zu machen. Selbst der redlichste Richter sieht einen Prozeßstoff, der ihm Wochen lang in solcher Beleuchtung gezeigt worden ist, kaum noch wie einen, auf den sein Blick zum ersten Mal fällt. Selbst das zarteste Gewissen beschleicht unter der Robe der Wunsch, unschuldig verdächtigten Paladinen rasch in die Sonne zurückhelfen zu können.

Im ersten Prozeß standen Kläger und Beklagter einander mit gleichem Recht gegenüber. Laien und Richter nahmen an, in dem Wandel der vom Hof entfernten Herren sei etwas Unziemliches, Ungehöriges gefunden worden. Das hatte man ja hundertmal gelesen, in den graffesten Worten, und von keiner Amtsstelle Widerspruch gehört. Im zweiten Prozeß war aus dem Kläger ein beeideter, staatlich beschirmter Zeuge, aus dem Beklagten, durch die Fälschkunst berliner Meinungsmacher, ein Spießgesell der Herren Brand und Gehlsen geworden. Und vorher hatten beauftragte Mandarinen dem Publikum, Laien und Richtern, gesagt: Gegen die Herren liegt gar nichts vor als haltloser Klatzch und bössartige Beleidigung; sie sind auch nicht etwa in Ungnade; oben ist Alles für sie und re ben^o gesta wandeln sie wieder im rosigen Licht; nur: „Der Kerl muß erst sitzen.“ Wer die Durchschnittsmenschheit kennt, ihre ängstliche Sehnsucht, mit der Strömung zu schwimmen, wer vor dem Mißduft des Hominin je sich, wie Otto Bismarck, die Nase zugehalten hat, kann sich den Unterschied beider Situationen vorstellen. Um jeden Preis sink in den richtigen Kahn; sonst droht uns Gefahr, im Seegang zu kentern. Quit rompe-l-on donc ici? „Zweiter Fall Kose“: die Losung war ausgegeben. Unerklärlich scheint auf dieser Erde meist nur, was man nicht nah genug sieht. Eine „Uebereilung“ sollte repariert werden. Unter den Gestürzten ist Einer, der sich rächen könnte; rächen würde. „Das Ganze geht zurück.“ Die Evolution war ungemein einfach. Als man die Herren für schuldig, ihr Handeln und Unterlassen mindestens für inkorrekt hielt, befahl der Minister der Staatsanwaltschaft, den Strafantrag abzulehnen. Als der Wind von der anderen Seite kam, brachte er die Weisung, die Verfolgung zu übernehmen. Nachgerade wirds Zeit, von diesen Dingen den Schleier zu ziehen. Die guten Zeiten Roms, sprach Stahl einst, waren die, „in denen man die Privatgebäude einfach, die Tempel und Staatsgebäude herrlich schmückte. Lassen Sie uns die Privatrechte hoch halten, noch höher aber die Majestät der Staatsordnung.“ Der diese Worte sprach, war Führer der konservativen Partei im Königreich Preußen. Es war einmal.

Schwänke.*)

Von den Verächtern der Poeterei.

Stiner von meinen Schülern hätt mir neulich angezeigt, daß ihn sehr viele hasseten, weil er ergeben wäre der Vermung der freien Künste. Da fraget ich, ob die, so ihn hasseten, auch gelehrt wären, und er jaget nein, es wären grob Deut, die der Mufen und Grazien kein Acht hätten. Darauf saget ich: „Weißt Du nicht, daß die Kunst keinerlei ander Feind hat denn die, so sie nicht können wie es im alten Sprichwort heißt; darum sollst Du Dich gar nicht bekümmern lassen. Sie thun gleich als der Fuchs, der, da er mit seinem Schwanz an den Baum schlug, vermeinet, es sollten Birn herabfallen; als er aber vergeblich geschlagen hätt, dann es fiel keine herab, sprach er: „O wie bitter sind diese Birn, ich hätt keine essen

*) Herr Albert Wesselski giebt (bei Georg Müller in München) die erste vollständige Uebertragung der Schwänke Bebel's heraus; in zwei schön und nobel ausgestatteten Bänden, aus denen hier ein paar Proben veröffentlicht werden. Heinrich Bebel wurde ums Jahr 1472 geboren. Ein Bauernsohn, der oft wegen seiner Herkunft bespöttelt ward, die Spötter aber mit stolzer Verachtung abthat. In Schellkingen bei Ulm hat er die Schule, in Krakau die Universität besucht, zu deren Scholaren damals auch Kopernikus gehörte. Zwei Jahre lang studirte er (auch bei Sebastian Brant) in Basel. 1496 wurde er auf den tübinger Lehrstuhl für Oratorien berufen. Dort (schreibt Herr Wesselski) „konnte er sich nun mit Eifer der Aufgabe widmen, der er sich schon in Basel hinzugeben begonnen hatte, nämlich der Wiederherstellung der alten guten Latinität und dem Kampf gegen das Wesen der Scholastiker, wobei er noch die Zeit fand, seine glühende Liebe zum engeren Heimatland Schwaben und zum großen Vaterlande der Deutschen zu bethätigen.“ Er veröffentlicht historische und ethnographische Arbeiten; denn den Triumphus Veneris, „eine furchtbare Anklageschrift gegen Priester und Mönche, Cardinäle und den Papst, Nonnen und Begutten, Scholastiker und eitle Gelehrte.“ Dabei war er fromm und hat Marien und anderen Heiligen Loblieder gesungen. Von seinem Erleben ist wenig bekannt. Schon als junger Mann war er kränklich und scheint auch später nie ganz gesund geworden zu sein; nach 1512 hat er nichts Beträchtliches mehr veröffentlicht und in einer Ausgabe der aristotelischen Physik fand 1518 ein Distichon, das Bebel im Krankenbett geschrieben haben soll. „Wahrscheinlich ist, daß ihm dieses oder das folgende Jahr den Tod gebracht hat. Melanchthon (sein Schüler) ehrte sein Andenken durch griechische Verse, Hummelberger durch eine lateinische Grabchrift. Bebel ist zu früh gestorben; interessant wäre gewesen, zu beobachten, wie er sich zur Revolution verhalten hätte, der er, vielleicht ohne Absicht, vorgearbeitet hatte.“ Die Facetia (Schwänke) sind zum ersten Mal 1508, zugleich mit den Proverbia germanica, erschienen. „Die große Verbreitung der Facetien ist durch ihren Inhalt gerechtfertigt, der den Lesern viele trübe Stunden hinweggeschleucht haben wird; die Schwänke, die zum größeren Theil in Schwaben lokalisiert sind, geben auch manchen werthvollen Beitrag zur Kultur- und Sittengeschichte.“ Auf den Vorwurf der Obszönität hat Bebel mit dem Hinweis auf die Bibel geantwortet, die man nicht lesen dürfe, wenn man Geschlechtliches verschmähe. Geschadet hat der Vorwurf ihm nicht. „Hans Sachs und Fischart haben aus den lustigen Geschichten des Schwaben geschöpft; unverkennbar ist auch der Einfluß, den er auf Luther und Abraham a Santa Clara geübt hat.“ Der alte brave Knabe wird im neuen Gewand Vielen willkommen sein.

wügen.“ Also geschieht es: kein Gelehrter und kein Weiser hat weder Poeterei noch andere gute Kunst je verachtet, sondern allein denen sind sie schwarz und verdächtig, die nichts gelesen und gelernt haben, denen die Natur nicht vergönnt hat, daß sie etwas treffliches sollten sehen und erkennen. Denen aber mißgönnt ich ihr Unwissenheit gar nicht.

Von einem Studenten.

Ich hått vor etlichen Jahren in unser Schul zu Tübingen ein Landsmann von Schelllingen, der oft und oft begehrt hått zu erlangen den Staffel eines Baccalaureus, wie mans nennet; aber er mocht ihm nie erlangen. Als ihm auch alle Hoffnung entfallen war, saget er: „Es ist doch wohl nicht von nöthen, daß ich Baccalaureus werd; hat dann auch Christus zwölf Jünger gehabt und ist keiner von ihnen Baccalaureus gewesen.“

Von der Höhe des Himmels.

Prediget ein Mönch vor wenig Tagen, vom Himmel bis zur Erden wår ein solche Weiten, daß in fünfzehn Jahren ein Mählein kaum möchte herabfallen. Und wie wir einmal in einer Pech von diesem Handel rebeten und die Wissenheit der Rathmatiker erkündeten, fund einer auf und sprach, der Mönch hått nicht wahr geredt. „Dann neulich“, saget er, „am Tag der Himmelfahrt, ist unser Herr Jesus Christus gen Himmel gefahren und, was mehr ist, erst nach Neune, und hat zeitlich zur Vesper wollen droben sein.“

Ein Histori von ein einfältigen Maiblein.

Zu Freiburg ist, wie mir gesagt wird, eine ehrsame Frau gewesen, die am Palmtag ein sonderlich einfältig Maiblein in die Kirchen geschickt hat zu beten. Und wie die also eilet in die Kirchen, kamen ihr die Deut entgegen mit dem Heiland auf dem Esel und wollten ihn zu einer andern Kirchen führen, wie es dann bei uns der Brauch ist. Wie das Maiblein sahe, daß der Herr hinwegginge, ist sie auch wieder heimgegangen; fraget die Frau, warum sie so bald wiederkäme, sprach sie: „O Frau, wie zu rechter Zeit bin ich kommen, dann wie ich eintret, ist Christus auf ein Esel gestiegen gewesen und hat gleich wollen hinwegreiten; wie er hinweg gewesen ist, bin ich auch heimkehrt.“

Eine Fabel, warum Christus gelitten hab.

Mein Herr und Abt von Zwiefalten hat mir auf ein Zeit diese Fabel über Tisch zu einer Ergözung gesagt: Nachdem die heilig Dreifaltigkeit bei ihr beschlossen hått, das menschliche Geschlecht zu erlösen, sollt der Vater gesagt haben, er wår nun mit Alter beladen und darum nicht tauglich, auf die Erden geschickt zu werden um der Erlösung der Menschen willen. Der heilige Geist aber hått sein Gestalt und Aussehen vorgeben; es möcht lächerlich werden, daß der, so das menschliche Geschlecht erlösen sollt, in Gestalt einer Tauben sollt oben am Kreuz hangen. Darum hått Christus, der Sohn, lehtlich gesagt, er sähe, Das ginge auf ihn aus (wie man sagt im Sprichwort) und der ganze Handel wår auf ihn gespielet; hått sich also darein ergeben und das Kreuz von freiem Willen auf sich genommen.

Von einem Advokaten.

Ein Advokat ward, nachdem er viel Händel gewonnen hått, ein Mönch. Und da ihm die Händel des Klosters anvertraut wurden, ginge das meist verloren.

Fragt ihn der Abt, warum er allweg die Sachen verlieret, antwortet er: „Ich darf nicht mehr sitzen als vor, deshalb verlier ich.“

Philestus von den Juristen.

Ein Jurist, der behauptet hält, die Männer seiner Kunst wären umgänglich und dienlich, empfinde die Antwort, sie wären nichts anders denn Zungenbrecher, und wie sich das Jünglein an der Wagen zu der Schalen neigte, wo das Gewicht schwerer wär, so thäten sich auch die Advokaten, Sachwalter und Rabulisten mit mehr Gunst der Händel derer annehmen und mehr für die eintreten, die reich mit Gut begabt wären, und kümmernten sich gar nicht Derer, bei denen Armuth und Enge zu Haus wär.

Von Einem, der sich eitel Adel annahet.

Kam ein verlumpter und unflätiger Mensch in ein Wirthshaus und fing an, als niemand sein acht hält, sich seines Adels und uralten Geschlechts zu rühmen, und die andern Gäste wären grob und unverständige Leut, daß sie ihm nicht die gebührlich Reverenz bewiesen. Da er nun also gar lang im Rühmen seines Adels verharret, hub Einer im Verdruß ob der hoffärtigen Annahung an und saget: „Ich bitt Dich, vertrieh Dich mit Deim Adel! Unsers Mälers Esel ist viel edler denn Du. Dann der zeucht allwegen daher mit einem Knecht, der ihn begleitet; Du aber hast niemand, der Dir dienete.“

Von der Listigkeit der Weiber ein wahre Geschicht.

Ein Ehebrecherin hält einem Priester gebeichtet, ein Kindlein hält sie von einem Bußler und nicht vom Mann: sie ward mit dem Eeding absolviret, daß sie es ihrem Manne, der es erzogen hält, anzeigen. Das Weib verwilliget sich drein, verhieth, sie wolt es thun, und hats auch mit solcher List gethan. Sie hat beredet den Mann, daß er das weinend Knäblein in einer Verkleidung schreden solt, auf daß es durch die Dräuung vielleicht aufhörete zu weinen. Der Mann trat, der List unbewußt, in die Staben und dräuet dem Knaben, wo er nicht schweigen würde, so wolt er ihn wrgtragen. Da nahm das Weib das Kind auf den Arm: „Zeuch weg, Du arger Mann, das Kind ist nicht Dein.“ Hat auch diese Worte zu often Malen wiederholet und sich überredt, sie hält also dem Priester ein Genügen gethan.

Von einem Edelmann und einem Juden.

Ein Edelmann war einem Juden fünfshundert Gulden schuldig; wie ihn nun der Jud von ungefähre hält in Frankfurt funden bei einem Scherer, ließ er ihn vor den Rath fordern. Sprach der Edelmann: „Magst Du auch warten, bis daß mir der Bart gar abgeschoren wird?“ „Gern“, jaget der Jud. Geschwind sprach der Edelmann zum Barbizer: „Hör auf zu scheren!“ Und er behielt sein Leben lang den halben Bart, wie er geschoren war, und ließ ihn nimmer anrühren: dem Juden gab er nichts, dann er ihm selbst den Verzug bewilligt hätte.

Von Einem, der im Ehebruch ergriffen ward, ein wahre Histori.

Einer von Tübingen war heimlich bei der Nacht zu eins andern Weib gangen, zu der bald danach auch ein Pfaff kame; vor dem floh er hinweg und verbarg sich ganz oben im Haus im Taubenschlag. Als nicht lang darauf auch der rechte Mann des Weibs heimkame, floh auch der Pfaff und troch in den Ofen. Der Mann, der solches kein Arg hält, erzählt nun der Frau mit Seuffzen, er hält drei Gulden mit Spielen verloren; jaget das Weib: „Wer wird Dir's wiedergeben?“

Drauf der Mann: „Der über uns“; meint Gott im Himmel. Da sprang der Tübinger aus dem Taubenhaus herab und jaget: „Der Pfaff im Ofen soll es halb erlegen, das ander will ich geben“; gedacht, der Mann hätte auf ihn geredt. Sie kamen also der Sach überein und die zwei konnten frei hinwegziehen.

Die Kemter werden nach Günst verließen.

Oft hab ich nicht unbillig geklagt, wie die geistlichen Pfründen und Stift zum mehrern Theil den Alerungelehrtesten zusiehn und nur durch die Gnad der Bischöfe verliehen werden, nicht ohne gemein Kergeruß und nicht geringe Gefährdung der Seelen. Jezo kann ich billigerweis beklagen, wie das selbe auch geschehe bei unsern Fürsten, bei denen die Kemter mehr nach Günst verließen werden denn nach Verdienst und mehr durch Fürsprach ungelehrter Freunde denn aus Erwägung der Sitten und des Wissens, so daß heutigen Tags Gelehrsamkeit und Wissen schier nichts mehr gilt; darum sag ich jetzt das: Ein gelehrter Mann ward neulich gefragt, wie es doch zuginge, daß täglich so viel grob Esel mit Pfründen versehen würden, er aber keine erlangen könnte. Da gab er Antwort, die Ungelehrten sänden immerzu Fürsten und ander Schupheern ihresgleichen, daraus dann ein wechselseitige Lieb entspringet; er aber könnt seinesgleichen nicht finden; darum wolle er anfangen, das Gelehrte zu vergessen, ob er etwan also möchte Gnade finden, nach der jegund Alles geschieht.

Von den Hassern der Wohltredtheit und ihr lächerliche Verspottung.

Neulich war ich in ein Wohlleben bei etlichen Dorfpfaffen im Gebirg nicht weit von meiner Heimat. Unter denen war einer, der sich selber gar hoch achtet; der empfing mich als einen Fremden ehrlich und bat mich, daß ich an seiner groben Red, biweil er sich der höflichen nicht sehr beßissen hätte, kein Mißfallen wolte tragen. Ich begehret hinwieder von ihm, daß er kein so großes Wesen mit mir machte. Als er danach war lustiger worden ob der Krafft des Weins und ihm Hirn und Verstand begraben waren, vergaß er, auf daß er sein Kunst und Geschicklichkeit im Disputiren erzeigete, ganz und gar der Ehrbarkeit, die verständige Leute solchen, so ihnen unbekannt seind, zu erzeigen pflegen, und fiel heraus mit den Worten: „Herr Dichter, Euer Lob ist jetzt bekannt im ganzen teutschen Land; ich mag aber Euer Kunst oder Euern Fleiß nicht loben, weil Ihr mehr lehrt, wohl zu reden, dann wohl zu leben.“ Drauf ich mit lachender Geberd, gleichwohl ein wenig verwirrt von Scham, die Antwort gab: „Ich acht nicht, daß ich darum die Stüd veräume, die zu eim guten und glückseligen Leben gehören.“ Sprach er wieder: „Verlasset aber dennoch fürder die weltliche Wohltredtheit und haltet Euch an die einfältige Red der Apostel.“ Antwortet ich: „Ein zierliche und schöne Red macht mich nicht ärger, noch ein grobe besser; dissen ist mir ein Zeuge der heilige Augustinus, der in gar vielen Dingen gewesen ist der gelehrteste aller Christen. Aber hört weiter, guter Herr! Scharf und zierlich reden, aber äbel leben ist der Tod; aber ungeschicklich und grob reden unter dem Schein der Geislichkeit, aber dabei auch äbel leben, wie dann viele zu thun pflegen, ist mehr denn der Tod, ja, ist der böseste Tod zu nennen. Dann der gemeinen Christenheit ist deren Leben auß allerhöchlichst, die in Worten einfältig sind und keusch, in der That aber unfromm und unkeusch und rechte Sardanapali. Daß Ihr auch Euer Red mit der Apostel Brauch beschirmen wollet, diese Entschuldigung nimm ich nicht von Euch

an; dann so Ihr wollt nachfolgen ihrer Red, so müßt Ihr auch ihren Tugenden und der Heiligkeit ihres Lebens nachfolgen. Das ist aber spöttlich, daß sich Einer, so zartlich und im Ueberfluß lebet, allein rühmen will der häuslichen und ungeschickten Art der Rede, gleich als ob er deshalb heilig wäre, daß er nichts kann.“ Zuletzt, auf daß ichs einmal beschließe, saget ich: „Wie kommt es doch, daß Ihr und Eueresgleichen also verfolget die Wohlredenheit und die, so sich ihrer bestreihen, aber Euch selbst, wann Ihr eine Predigt wollt halten (die Ihr gemeinhin selber eine Kollation nennet, wie Ihr sie auch nicht aus Euer eigenen Kunst aufsehet, sondern aus den Büchern und der Arbeit vieler gar wenig zierlich, vielmehr gar grob zusammentraget), mit allen Kräften Euers Bestands und mit allem Vorhaben bemühet, daß Ihr wohlredig geacht werdet und daß man von Euch sage, wie Ihr so wohl und zierlich geredt habt, so daß sich auf Euch reimt der Spruch des Märtyrers Cyprian: Oessentlich seib Ihr Ankläger, heimlich aber Angeklagte, Euerer Richter gleicher Weis als auch Riffethäter; innerlich verdammt Ihr, was Ihr äußerlich selber thut. Es ist aber gut so. Ihr könnet nicht wohl reden, diemeil Ihes nie gelernt habt, bleibet Euch also kein Hoffnung.“

Von einem Bäuerlein.

Ich hab einen Priester gekannt, der hat zweimal schier fünf Meilen weit müssen zu einem Bauern gehn, daß er ihn verseehe mit dem heiligen Sakrament; und immerdar, so oft er kame, war der Bauer diemeil frisch und gesund worden und wollt das Sakrament nicht empfangen. Endlich saget der Priester, den der weite Weg arg verdroß, zum Kranken: „Werd Du gesund, wie es Dir gefällt, das Abendmahl mußt Du jetzt nehmen.“ So ward der Bauer gezwungen, es zu empfangen.

Von dem wahren Adel.

Ich hab in einem andern Büchlein bezeuget, wie so falsch und eitel die Ehrgeizigkeit der Teutschen sei, die ihren Adel hinführen bis auf die Ädmer, sintemalen in der ganzen Welt kein besser und ehrlicher Adel sei, noch von den ältesten Zeiten her bis auf den heutigen Tag bei keiner Nation gewesen sei denn bei den Teutschen. Derhalben ich jetzt sage: Nicht vor langer Zeit war ein Streit zwischen einem Fürsten und einem Doktor von Nürnberg. Der Fürst rühmet sein Geschlecht, saget, er stammet vom Geschlecht der Trojaner; der Doktor antwortet: „Und ich bin von dem Blut derer von Nürnberg. Wer die sind, ist jedermann wissend; wer aber die Trojaner gewesen seind und von waserlei Sitten, weiß niemand. Das aber ist kund, daß Aeneas von Troja ein Verräther gewesen und Romulus ein Räuber, die der Ursprung des römischen Stammes sind.“

Von groben Pfaffen.

Ein Priester prediget von dem Verdienst St. Martini, wie er mitten im Winter in der höchsten Kälte hätten sein Rod entzweigeschnitten und davon mitgetheilt einem Bettler; da hält Christus zu ihm gesagt: „Domine Martine, wann ich Dir diese Wohlthat vergiß, so soll mich der Teufel holen!“ Ein anderer hält gepredigt, wie Adam von erst nicht hätte wollen von dem Apfel essen; hält Eva mit Unwillen zu ihm gesagt: „Iß von dem Apfel oder ich will von Dir weg in das schändlichst Hurenhaus laufen.“ Wo doch nirgends auf dem ganzen Erdboden kein war.

Der Fürsten Vorrecht.

Seind die Fürsten trunken, so heißen ihre Hoffschranzen sie munter, seind sie schwarz, so heißt man sie braun, und seind sie thöricht, so nennt man sie redlich und fromm.

Von ein unzüchtigen Mägdelein.

In meiner Heimath war ein Mägdelein, deren Ruf nicht mehr ganz unverfehrt war. Die trieb ein Schwein heim, das ihr Vater zu Ehingen auf dem Markt kauft hätt. Auf dem Weg, der durch ein Wald geht, bate sie ein junger Oeßel, ihr Gefährte, sie sollt eine kleine Weil mit ihm rasten; sie aber schlugs ab in der Hoffnung, er wärde mit seiner Witt nicht nachgeben. Da sie aber am Ende des Waldes sahe, daß er von seinen Bitten ganz und gar abgestanden war, saget sie: „Vieher Buhl, daß ich noch der vorigen Red gebenke: wann ich Dir wollt zu Willen sein, wo woltten wir derweil die Sau hinbinden?“ Was hernach viele Jahr bei meinen Landsleuten ist im Sprichwort blieben.

Von eines Dorfschultheißen Frau.

Als Einer war zum Schultheiß der Bauern erwählet worden, kaufet er seiner Frau einen neuen Schafpelz. Das Weib aber in ihrer Hoffart, zum Theil von wegen des neuen Kleids, zum Theil, weil ihr Mann durch das Amt war geehret worden, ging am Sonntag mit stolz erhobnem Haupt in die Kirchen, das Krauh am Pelz nach außen. Eben ward das Evangelium gelesen und alles stunde derbalben auf, sie aber leget sichs aus, als ob man ihr wollt Ehr erweisen; dacht sie auf ihren vorigen Stand und saget: „Siget still, ich denck wohl, daß ich auch arm war.“

Wer die vornehmsten und größten Heiligen seind.

Zu Tübingen sind in der Pfarrkirchen Patrone die Heiligen Jörg und Martin. Als neulich dort gesprochen ward von den Verdienßen der Heiligen und ihrem Vorrang in der Heiligkeit, hielten etliche dazür, daß Johannes, der Täufer, andere, daß der heilige Petrus, der Apostelfürst, der vornehmste wäre. Saget einer: „Was Narrheit treibt Euch? Wer ist dann heiliger und trefflicher an Verdienst und Ehr denn die Tübinger Patrone Jörg und Martin? Die andern Heiligen gehn zerissen und v:racht zu Fuß einher, die beiden aber reiten auf herrlichen Pferden und sind angethan mit kostlichen Kleidern.“

Von einem Bauern und einem Arzten.

Ein einfältiger Bauer kam mit dem Harn zu einem Arzten; da er von ihm gefragt ward, von wannen er wäre, saget er: „Herr Doktor, Ihr werdet wohl in Harn finden.“

Von etlichen Richtern.

Einer, so mir bekant ist, hätt ein Streit vor dem Gericht verloren; soget er zu den Richtern: „Jezund hab ich so oft vor Euch in Händeln gestritten und habß all Zeit verloren; wan etwan Du, Vogt, mein Vater wärest und die andern Richter abesammt meine Brüder, so hoffete ich, auch einmal ein Spruch für mich zu erhalten.“ So große Kraft und Antrieß, glaubet er, hätt Günst oder Haß nach beiden Seiten. Und ist es auch wahrlich also, daß die Günst auch bei ein bewährten Mann mit aller Kraft, Segeln und Rudern, wie man dann sagt, den Spruch, ohne daß es ihm bewußt wäre, lindert und bessert, im Gegnß aber der Haß nicht anders denn außs ärgeß urtheilt.

Heinrich Webel.

Vom Tanzen.

Auf der kleinen Bühne eines modernen wiener Cabarets haben sich an einem Nachmittage drei Schwestern Wiesenthal zum Klavierspiel einer vierten mit einigen künstlerischen Tänzen sehen lassen. Ueber dieses Ereigniß ist mit dem üblichen Enthusiasmus geschrieben worden. Das Aufbauschen mehr oder weniger lebenswärtiger Darbietungen konzentrischer Kreise gehört zum System einer Bewegung. Die Alles, was von geborenen Witkläufern neugierig auf demonstrative Geräusche lauscht, in ihren Wirbel reißt. Für den ehrfürchtig stillen, dankbar stolzen Genießer eines großen Kulturverbes hat der ganze neue Frühling künstlerischer und literarischer Bestrebungen, den die rührig bereedte Generation der heute Dreißigjährigen seit einigen Jahren überall feiert, etwas unangenehm Willkürliches, peinlich Unorganisches. Er, der wohlgezogene Schächer des Unbefangenen, als das sich alles Natürliche, Barzelnde, Echthe beständig, weicht instinktiv den verjhränkten Reizen der freiz vergrößerten Verkünder des Kochniedagewesenen in weitem Bogen aus. Er hat bei dieser ihm vielfach übel bemerkten Unfreundlichkeit das totfichere Gefühl des mächtigen Zusammenhanges mit allen wahrhaft diskreten, allen vornehmen Elementen. Er möchte alle großen Taten als Blutzeugen seines Widerspruchs beschwören. Unfehlbar reagiert kein Laft durch erschauerndes Einziehen der spürenden Fühlfadeneenden auf jede noch so harmlos verhängte Verhätigung eines ihm unsäglich widerlichen Geistes. Es ist der Snobismus, der ihn wie empfindliche Augen reizender Tabakrauch verstimmt, und zwar ist es eine krause Spielart des Snobismus, die unseren Tagen vorbehalten geblieben zu sein scheint: der literarisch-künstlerische, der Snobismus der Seelenlosen. Wir sensible Barometer der geistigen Luftschichten notiren schmerzlich jeden leiftesten Druck. Und jener neuere Snobismus ist da besonders gefählich, wo er auf das Zarteste sich manifestiert. Seine gröbereren Krüherungen sind ja gern Lächelnden nur zu kenntlich: die subtilen entgehen häufig sowohl Naiven wie Fronikern. Die Aufgabe des le.ber immer wieder zum Kopfschütteln der Käge gezwungenen Glossators ist darum so heikel, weil er, tritt er in ablehnender Haltung bei Gelegenheiten hervor, die sozusagen an der Grenze des Guten nomabistren, leicht in eine zweideutige, ja, eine üble Position sich gedrängt sehen muß. Er findet Beifall, wo er ihn keineswegs schägt. Er sieht sich von läppisch grinsenden Gestalten umdrängt, die ihn andern und deren er sich am Liebsten mit einem energischen Fußtritt entledigte. Und er fühlt verzweifelt seinen feinen Tadel sich im Echo so vieler Küpel zum Dröhnen vergrößern, hört ihn, der ihm entwächst wie ein mißrathenes Kind, umschlagen in eine falsche Tonart. Das Richtige (er kennt genau das einzig Richtige) kann er kaum Einem ganz begreiflich machen. Er wird fast naturgemäß immer mißverstanden, von beiden Seiten, zwischen denen er eben steht. Wahrhaftig, er weiß nicht, was ihm unangenehmer ist: das lästige Zutrauen der Einen, das gehäßige Mißtrauen der Anderen. Und er, der sich so leicht, ohne Worte, mit Gleichgesinnten, Gleichgestimmten verständigt (seiner Frau etwa, die ihm nicht ohne tieferen Zusammenhang wahlberwandt dünkt, seinem Freunde aus absolut unliterarischer Sphäre), greift mit krampfhaft versagenden Zeichen ins Leere der unüberbrückbaren Fernen, die sich zwischen ihn und äußerlich scheinbar vortheilhaft zur Gemeinschaft ausgeharrte Strebende legen.

Der Fall der drei anmuthigen Tänzerinnen Wiesenthal ist wieder so ein am Tage liegendes Geheimniß. Sie tanzen mit schlanken, geschmeidigen Körpern in geschmackvoll getönten, schmiegsam schleiernden Gewändern. Zunächst ist ausdrücklich zu sagen, daß nur eine, Grete, eine entzückend „ätherische“ Erscheinung, wirklich Etwas kann. Else ist nur ein reizendes frisches Mädel. Auch sie hat einen wunderbaren Körper. Aber er hat noch nicht genug Leichtigkeit, fällt, was bei seiner Weichheit um so störender empfunden wird, unvermittelt, zusammenhanglos, oft geradezu hart in den Takt wie in eine zufällige Lücke und weist Momente auf, in denen er, der zur lieblichen Anmuth begabte, fast plump wirkt. Bertha, die Jüngste, ist gar nichts als eine unsichere Wiederholung; Vermehrung sozusagen. Auch sie, die die Augen mit unangenehmer Wirkung halb geschlossen hält, hat schön gewachsene Formen. Grete ist ein Wunder der gebildeten Grazie. Ihre Beine sind ein Kunstwerk des königlichen Schöpferthumes, erlaubt: kein anderes Wort für diese besetzten Säulen eines rhythmischen Gefüges. Und Grete, die von der Mode des „Anderen“ Irregellette, tanzt Beethoten! Sie vollführt mit diesem seligen Körper zu den überirdischen Tönen der F-Dur Sonate, des G-Dur Konzerts aufdringliche Geberden, die man nur als schwere, unvergänglich peinigende Sünden gegen den Geist der Musik, gegen den Heiligen Geist des Metaphysischen bezeichnen kann. Es ist einfach ein Bildsinn, ein Verbrechen, Beethoven „tanzen“ zu wollen. Neben die Musik stellt sich da schamlos ein kindisches Wehne, das bei Feinsinnigen (der Snob schwelgt natürlich in der „literarischen“ Thatfache: „Beethoven tanzen“) im besten Fall Mitleid wahrhaft. Kein Künstler auf der Welt kann, darf Beethoven, Schumann (Partien aus dem „Karneval“ faktisch, in kleidsamen Phantasie-Kostümen mit bald erstarrendem „süßen“ Lächeln, Else, das hübsche Mädel) tanzen. Wir danken diesen ganzen läppiſchen Unfug der Duncan, deren mimische Nachahmung antiker Stellungen immerhin einigen ästhetischen Kraßheitenwerth bejaß. Tanzen kann man nur Tänze. Und deshalb ist eine Gavotte aus „Manon“, in der entzückenden Tracht der präziösen Zeit getanzt von den drei jungen Schwestern, etwas Köstliches, darum sind auch die Lanner-Schubert-Reigen, in einem diskret filigranten Biedermeiergewande, das prachtvolle Farbenafforde erheben, eine lieblich zarte Sache. Denn hier ist das Gemäße: der Tanz nichts als rhythmische, sinnlose, also wesenhafte Bewegung geübter und angenehm sich entwickelnder Gliedmaßen. Dazu das treffliche Element des ohne Stoden aus der Tradition stehenden, des historischen, vollendeten Stilkostüms. Hier ist Selbstverständliches, Unrationales, nur sich selbst gleiche Notion. Dort aber, bei jenen literarischen, sich selbst als Räthsel exhibitionirenden, völlig zufälligen, nur durch (unerbetene) „Gedankengänge“ grob wie durch Bindfaden zusammengehaltenen Verrenkungen, Beugungen, Windungen, Sprüngen, ist, wie bei literarischer Malerei, literarischer Musik, literarischem Theater, literarischem Kunstgewerbe, Absicht und natürlich sofort auch Ohnmacht, arme Dünkelei, und weil literarische Seelenlose dazu ihre fade Güsterlspulen (Literaten müssen immer „dazu“ thun, können nie leben, erleben, schauen, sein, stumm wachsen, sich treiben lassen), wirkt das Ganze unsäglich gemacht, leer, abgeſchmackt, dumm, lächerlich: es ist graffer Snobismus, eben jener, den der mit traurigem Lächeln abseits Stehende sich überall beherrschten sieht, wo die Verzückten ihr Ver-Sacrum Orgien des armen, armen Intellekts feiern.

Russische Evolution.

Die Grundprobleme Rußlands. Akademischer Verlag in Wien.

Die Grundprobleme Rußlands hängen eng mit der geschichtlichen Thatfache zusammen, daß Rußland nach Annahme des Christenthumes ausschließlich den Einflüssen der byzantinischen Kultur unterworfen war, sich daher unabhängig von Westeuropa entwickelte und in dieser Abgeschlossenheit und kulturellen Erstarrung noch durch Jahrhunderte harten Tatarenjoches befestigt wurde. Erst Peter der Große beschritt neue Bahnen und näherte Reich und Volk dem westlichen Europa. Da entstand die Frage, wie das Ueberkommene mit dem neuen Leben zu vermählen wäre. Das Verhältniß zur vaterländischen Vergangenheit und zur westeuropäischen Kultur: da haben wir die beiden Grundprobleme Rußlands. Sie spalteten um das Jahr 1840 die russische Intelligenz in zwei Lager: die Slavophilen und die Westmänner. Seitdem drückt sich das geistige Leben Rußlands in dem Kampf dieser beiden Strömungen aus. Das Wesen des Slavophilismus bildeten romantisch-patriotische Schwärmereien, welche die Grundlagen der historischen Entwicklung Rußlands verklärten. Die griechische Orthodogie erschien als absolut vollkommene Religion, der auf Liebe und Vertrauen zwischen Zar und Volk gestützte Autokratismus als beste Staats- und Regierungform, die Bewahrung des Bodens in der Bauerngemeinde als Vorbild des künftigen Gesellschaftsbaues. Auf diese Institutionen, die ihnen vollkommen schienen, stützten Chomiakow und die ersten Slavophilen ihren Glauben an die providentielle Sendung Rußlands, daß auf der Bühne der Weltgeschichte die angefaulten Staaten und altersmüden Nationen des Westens von ihrem Vordergrundplatz verdrängen sollte. Diese Männer machten den Fehler, die nationale geschichtliche Grundlage allzu sehr zu idealisieren und deren reale Unzulänglichkeit zu übersehen. Darin lag der Ferkelungskeim für den Slavophilismus. Schon der polnische Aufstand von 1863, der in weiten Schichten der russischen Gesellschaft Ausbrüche leidenschaftlichen Hasses gegen die Polen hervorrief, offenbarte diese Abbröckelung; und das damalige Haupt der Slavophilen, Iwan Aksakow, ging in das Lager des offiziellen, reaktionären und russifikatorischen Patriotismus über, dessen Wortführer der eifrigste Katschow war. Katschow und Aksakow wurden die Führer Alexanders des Dritten in seiner inneren Politik. Das Sinken des Slavophilismus von den höchsten romantischen Träumereien in den Roth Kerikal-polizeilicher Tendenzen veranlaßte Wladimir Solowiew, den unter slavophilem Einfluß erzogenen und in seinen Anfängen selbst auch slavophil gesinnten tiefsten Denker Rußlands, zu einem geharnischten Protest gegen die Entartung des Slavophilismus, dem er das System einer christlichen, im Geiste der Freiheit und Brüderlichkeit gehaltenen russischen Politik gegenüberstellte. Besondere Bedeutung schrieb er der Kirchenfrage zu und empfahl die Ausöhnung mit der römischen Kirche. Während die Slavophilen die historischen Konsequenzen der Philosophie Hegels politisch zu ziehen strebten und in der Sendung der slavischen Rasse die Synthese der Geschichte suchten, befaßten sich die Westmänner mit dem Kern des Hegelianismus, mit der Lehre von der Selbstentfaltung der absoluten Idee, die sich in der Natur entwickelt und im Bewußtsein des denkenden Subjektes ihren vollendeten Ausdruck erreicht. Daraus er-

flucht der absolute Werth des menschlichen Individuums; und dieses Prinzip, angewendet auf das öffentliche Leben, führte zum politischen Liberalismus, der unter der Einwirkung des Hasses, den das Joch der autokratischen Regierung in allen edlen Gemüthern erzeugte, ein entschieden radikales Gepräge annahm. Eine originelle Lehre, die dem Slavophilismus als nationale Philosophie hätte gegenübergestellt werden können, schufen die Westmänner nicht. Was sie befehlte, war die Verehrung westeuropäischer Kultur und die Ueberzeugung, daß die innigste Verquickung mit ihr die unerläßlichste Bedingung für den Fortschritt Rußlands sei. Später erst entstand auf dem Boden des russischen Europäismus eine neue Doktrin mit den Merkzeichen einer national-russischen Weltanschauung; ihr Schöpfer war Alexander Herzen. Im Widerspruch zu dem slavophilen Messianismus, der von dem orthodoxen Jaren und seinem getreuen orthodoxen Volk die Erlösung der verfallenden Welt erhoffte, schuf Herzen einen revolutionären Messianismus durch die Verkündung, daß die russische Revolution mit dem Bauer als Helden der Menschheit die neue Lösung bringen werde: „Es lebe das Etnos und die Extermination!“ Das Wort bildete den Grundgedanken von Herzens Hauptchrift, darin er Europa einer Kritik unterzog, so unerbittlich und vernichtend, wie sie sich kein Europäer erlaubt hätte. Dieses Wort ist der glänzendste Versuch zur Begründung des Anarchismus. Bakunin setzte als Organisator der revolutionären Elemente Europas und Rußlands das Werk Herzens fort. Die dritte Hochgestalt des russischen Anarchismus und seines Einflusses auf Europa ist Tolstoi, dessen Kritik eigentlich noch schärfer, einbringlicher ist als die Herzens und Bakunins. Der Hauch evangelischen Geistes aber adelt seine Lehre und wandelt sie in einen christlichen Anarchismus, der alle Gewaltmaßregeln, also auch alle blutige Revolution, verdammt. Dennoch wirkte Tolstoi tiefer als seine Vorgänger. Ohne Schwert und Dynamit, nur durch die Gewalt seines Wortes und evangelischer Liebe durchglüheter Borte, schuf Tolstoi eine durchaus unangreifbare und doch für jedes organisierte Unrecht tödliche sittliche Atmosphäre, in der das Antichristliche, wie es in der Idee des Javismus wirkt, keine Lebensluft findet. Der furchtbare Schluß, zu dem Tolstoi vom Standpunkt des Evangeliums seines Vaterlandes gelangte: „Daß in Rußland das Gefängniß für einen rechtschaffenen Menschen die allein angemessene Wohnung sei,“ erschütterte die Gewissen viel heftiger als alle revolutionäre Propaganda. Der berühmte Vertreter des russischen Europäismus war Tschitscherin, der den anarchischen Tendenzen gegenüber die revolutionäre, aber organische Umgestaltung Rußlands im Geiste der westeuropäischen Kulturideale vertrat. Mit Solowiew trifft er darin zusammen, daß seine politischen Schriften ein abgerundetes System christlicher Politik darstellen; von entgegengesetzten Polen ausgehend, begegneten diese beiden großen Denker einander in der Verehrung des christlichen Ideals, von dessen Aneignung Rußlands Zukunft abhängt. Freilich liegt diese Aneignung in weiter Ferne und ist auch in Rußland viel schwieriger als anderswo. Die Regierung hat Alles gethan, um jeden Freiheitsgedanken zu ersticken, und bewirkt, da sie dieses Ziel nicht zu erreichen vermochte, in der Gesellschaft eine um so mächtigere revolutionäre Gährung. Diese geistig-politischen Bewegungen stellt mein Buch dar, illustriert und beweist sie.

Kraus.

Professor Dr. Marian Zdzichowski.



Bankgeschäfte.

Für die Banken war 1907 ein mageres Jahr. Die Konkurrenz der Großfirmen ist noch schärfer geworden. Eine Folge ist: Verluste an minderwerthigen Debitoren; eine zweite: nicht genügende Vorsicht bei der Hingabe des Acceptes. Um solchen Wirkungen der Rivalität vorzubeugen und um sich höhere Einnahmen zu schaffen, wollen die Banken nun Konditionen abschließen. Nicht so weitgreifende Verabredungen, wie wir sie in der Industrie haben; nur der Verkehr mit der Kundschaft soll geregelt werden. So erzählt man. Die österreichischen Banken sind vorgegangen, als sie sich über die Provisionhöhe und den Debetzinsfuß verständigten. In Deutschland will man den Minimal Satz für Acceptprovision auf beinahe das Doppelte erhöhen. Man möchte verhindern, daß Schleuderprovisionen genommen werden, bei denen es ja nur auf Kosten der Qualität des Schuldners gehen kann. Ob die größeren Bankfirmen solche Unterbietungen mitgemacht haben, ist schwer festzustellen. Angenehm ist es nicht, weil sonst die Einnahmen aus den Provisionkonten kleiner, die Verluste aus Acceptverlustungen größer geworden wären, als die Geschäftsbilder ergeben. Doch die Banken trauen einander nicht über den Weg; jede glaubt, daß die Nachbarin bei dauernd schlechtem Geschäftsgang auf „Mindestbedingungen“ keine Rücksicht nehmen, sondern die Kunden um jeden Preis heranziehen wird. Dazu kommt, daß einzelne Provinzfirmen, trotz Bewahrung ihrer Selbständigkeit, erstarkt und zu ansehnlichen Rivalen der berliner Banken geworden sind (Beispiel: die Rheinisch-Westfälische Diskontogesellschaft). Die Provinzbanken haben engere Fühlung mit der Industrie als die berliner, die zwar durch Filialen, Kommanditen, Beteiligungen und Interessengemeinschaften die Industriebezirke mit in ihren Machtbereich gezogen haben, denen aber oft die lokalen Beziehungen fehlen. Im Jahr 1907 gab es Konzentrationen fast nur in der Provinz. Die klugen Berliner wollen Reibungen mit den einst von oben herab behandelten „Provinzquatschen“ vermeiden. Vielleicht erleben wir noch mehr Abkommen und oentes cordinales.

Die Großbanken wollen ihre Position stärken. Zunächst durch die Erhöhung des Minimal Satzes für Acceptprovisionen. Das trifft in erster Linie kleine und mittlere Bankfirmen in der Provinz, die selbst weniger Acceptkredit gewähren, als sie bei den berliner Instituten in Anspruch nehmen. Die Provision hat der Kunde zu zahlen, dem die Bank ihr Accept giebt; sehr oft also der Provinzbankier, der dem Kunden auf ein Effektendepot Geld vorschießt und sich selbst dadurch Deckung verschafft, daß er auf seine berliner Bank trafteert. Diese Art von Vorschußgeschäften ist oft die einzige Einnahmequelle kleiner Bankiers. Wird ihnen der Nutzen aus solchen Transaktionen durch Erhöhung der Trattenprovision wesentlich gemindert, so beschleunigt sich das „Bankiersterben“ in der Provinz. Im Waarengeschäft ist die Steigerung der Acceptprovision nicht ganz so wichtig. Hier hat sie der Käufer der Waare zu tragen, der den Verkäufer mit einem Accept der Bank bezahlt. Wenn ein deutscher Händler oder Fabrikant aus Amerika Baumwolle bezieht, pflügt der amerikanische Verkäufer die Waare zu verladen und die Komnoffements an die Bankverbindung des Käufers zu senden, die sie, gegen Hingabe ihres Acceptes, übernimmt. Der Kunde, dem die Bank diesen Kredit eingeräumt hat, wird in Höhe der Valuta des Wechsels und für die Acceptprovision belastet. Wird die Provision für solche Geschäfte etwas erhöht, so macht es nicht viel aus; denn die Banken pflegen

schon jetzt nicht nur den Minimalfuß zu berechnen und der Kunde, der solchen Kredit braucht, zahlt gern auch die höhere Vergütung. Das gilt eben so für die Fälle, wo eine Bank einer mit ihr in Verbindung stehenden Industrie-Gesellschaft Akzeptkredit gewährt, mit dem sie sich Geld verschaffen kann. Ist das industrielle Unternehmen gut, so kommts auf die zu zahlende Provision kaum an; ist es faul, so bleibt die Bank ja schließlich doch irgendwo hängen. Nur für den Provinzbankier wäre die Konvention also eine Lebensfrage; und seinetwegen soll man die möglichen Folgen des Planes sorgsam erwägen. Nach napoleonischem Muster ließe sich einfach sagen: „Die kleinen Bankiers halten sich heute so schwer über Wasser, daß die Hand, die sie in die Tiefe stößt, sie nur von qualvollem Dasein befreit.“ Oder nichtschick: „Man vernichte die Schwachen, damit die Starken Raum haben.“ Ist der kleine Bankier aber wirklich ein nutzloses Wesen, ein Parasit? Nein. Als Vermittler und Berather nützt er dem Kunden; mehr als der Depositenkassen-Vorsteher. Deshalb wäre ein neuer Vorstoß gegen die Kleinen bedauerlich. Und vielleicht auch nicht ungefährlich. In den Händen von Privatbankiers sind ziemlich große Posten von Effekten-Depots einer sehr subtil zu behandelnden Kundenschaft. Da könnten sich Schwache finden, die der Verführung nicht widerstehen, den Konflikt zwischen der Existenz und der Sorgfalt eines ordentlichen Kaufmanns durch eine möglichst weitberzige Auslegung des Depotgesetzes zu lösen. In solche Gewissensnoth soll man muthwillig den Nächsten nicht drängen. Die Großbanken brauchen neue Kunden nicht da zu suchen, wo schon böse Erfahrungen gemacht worden sind. Der Provinzbankier könnte sich von einer Mehrbelastung, die ihm von den großen Finanzinstituten aufgebürdet wird, nur dadurch schadloß halten, daß er seine eigenen Bedingungen möglichst tief herabsetzt und so den Großbankfilialen die Kunden wegzuschnappen sucht. Aber die Banken nehmen schon heute bei der Berechnung von Vermittlerprovisionen, Debet- und Depositenzinsen solche Rücksicht auf alle Wünsche der Kundenschaft, daß die kleinen Bankiers sie kaum unterbieten können. Die in den Verhältnissen nicht begründete Erhöhung der Akzeptprovision könnte vielleicht verhindert werden, wenn die großen und mittleren Provinzbanken, die in ihren Entschlüssen unabhängig sind, erklärten, daß sie nicht mitgehen. Dann würden die Großbanken doch überlegen, ob sie riskiren sollen, sich von den Provinzfirmen einen guten Theil der Kundenschaft wegzuschnappen zu lassen. Bleiben sie trotzdem bei ihrem Entschlus, so würden die Provinzbanken nach und nach stärker, die Berliner Monopolisten schwächer. Ein gescheiter Direktor sollte jetzt nur an die innere Kräftigung seiner Bank, nicht an die Schädigung der kleinen und fernern Konkurrenz denken.

Nach von der Beschränkung der Kommissionsrechte erhofft Mancher das Heil. Nach dem Paragraphen 400 des Handelsgesetzbuches darf der Kommissionär, also die Bank, Wertpapiere, die sie einkaufen soll, selbst als Verkäuferin liefern oder sie, wenn sie die Effekten verkaufen soll, selbst als Käuferin übernehmen. Für den Auftraggeber sind dabei besondere Kautelen vorgeesehen. Der Kommissionär darf keinen niedrigeren Preis als den amtlich festgestellten berechnen. Er muß dem Konsumenten die Ausführung des Auftrages sofort anzeigen und braucht sich bei vorgeschriebenem Kurs nicht an einen bestimmten Zeitpunkt zu halten. Diese Art des Selbsttrittes bezeichnet der Satz: Die Banken erlebigen die Geschäfte „in sich“. Wenn man nun die Möglichkeit, daß die Finanzinstitute als Selbstkontrahenten eintreten, beseitigt, so ergibt sich ein unleugbarer Vortheil: die Börse wird wieder

zur einzigen Stätte für Effektengeschäftsabgänge. Heute bekommt sie nur die „Spitzen“ zur Erledigung; auf dem Markt, unter Mitwirkung der Makler, werden nur die überschüssigen Beträge zur Abwicklung gebracht. Das Publikum würde von dem Verbot des Selbsttrittes keinen Nachtheil haben; auch bei Aufträgen, die die Banken „in sich“ erledigen, werden ihm jetzt ja die selben Kosten berechnet wie bei der Mitwirkung des Maklers. Der Kunde hat zu zahlen: Provision, Courtage und Stempel. Gegen die Provision ist nichts einzuwenden. Die Courtage ist eine an den Makler zu entrichtende Gebühr. Wenn nun eine Bank einen Effektenauftrag in sich erledigt, einen Makler also nicht in Anspruch nimmt, dürfte sie keine Courtage berechnen. Beim Stempel ist ähnlich. Kontrahiert die Bank selbst, so braucht sie nur einen Schlußschein auszustellen. Sie thut aber, als sei auch zwischen ihr und dem Makler ein Schlußschein ausgestellt, und verlangt vom Auftraggeber doppelte Stempelgebühr. Viele Kunden beschwerten sich darüber gar nicht, weil sie nicht wissen, wie die Dinge sich abspielen. Das Selbsttrittsrecht wird von manchem Privatbankier aber noch ärger mißbraucht. Der viel besprochene Fall Friedberg liefert den klarsten Beweis. Friedberg hat alle Aufträge als Selbstkontrahent erledigt und bei dieser Gelegenheit bedenkenlos Gebrauch von den Effektedepots seiner Kundschaft gemacht. Die berühmten londoner bucket-shops arbeiten nur „in sich“; von einem Privilegium der Großbanken kann da im Ernst nicht die Rede sein.

Die meisten Banken haben den Vorbehalt, daß sie eventuell als Selbstkontrahenten eintreten, in ihre Geschäftsbedingungen aufgenommen. Sie wollten sich dadurch gegen das Risiko möglicher Verluste bei nicht rechtzeitig erfolgter Ausführungsanzeige schützen. Bei Beginn der Börse liegen ihnen schon viele Depeschen vor und jede Stunde bringt neue Ordres. Da kann es leicht vorkommen, daß bei Ultimoaufträgen und den verschiedenen Kursen, die hierbei zu berücksichtigen sind, die rechtzeitige Abfindung der Ausführungsanzeige unterbleibt. Daraus würde der Bank unter Umständen ein Schade erwachsen, gegen den sie sich durch das Recht des Selbsttrittes von vorn herein zu schützen sucht. Wenn ein Auftrag zum Kauf von 120 000 Mark Deutsche Bank-Aktien vorliegt und die beauftragte Firma läßt, da kein bestimmter Kurs aufgegeben war, die Ordre in Posten von je 30 000 Mark ausführen, so müßte sie jeden einzelnen Abschluß dem Auftraggeber anzeigen. Hat nun der Kurs zwischen 235,50 und 225 geschwankt und ein Betrag von 30 000 Mark ist zu 235,50 von der Bank gekauft worden, so darf sie, wenn die rechtzeitige Anzeige unterblieben ist, dem Kunden in diesem einen Fall nur den Schlusskurs, nämlich 225, anrechnen, hätte also selbst einen Verlust von 10½ Prozent an den 30 000 Mark erlitten. Diesem Risiko ist die Bank durch die Möglichkeit des Selbstkontrahirens entzogen. Von den 120 000 Mark braucht sie nur 30 000 Mark hinzuzugeben, darf dem Kunden aber den gesamten Betrag zu dem Kurs anrechnen, zu dem sie die 30 000 Mark gekauft hat. Aus eigenen Beständen wird sie natürlich nichts hergeben, wenn dabei nicht zu verdienen ist. Wird das ganze Geschäft an der Börse gemacht, so ist die Möglichkeit eines besonderen Gewinnes ausgeschlossen, weil die Banken den Auftraggebern keinen anderen Kurs berechnen dürfen als den, der notirt war, als die Anzeige abging. Würden die Paragraphen 400 bis 405 des Handelsgesetzbuches beseitigt, so wäre der Verkehr an der Börse noch unruhiger und schwerer zu übersehen, als ers jetzt ist. Man denke sich, daß an lebhaftesten Tagen die Aufträge für Kontospapiere sich häufen. Kauf- und Verkauf-

limite folgen einander. Die Deutsche Bank sendet ihre Aufträge, wie sie einlaufen, den Maklern; und nun heißt: Die Deutsche Bank kauft 10 000, verkauft 20 000, kauft 15 000; und so weiter. Das wäre die Folge des Verbotes, Effektengeschäfte „in sich“ zu machen. Die Banken würden wohl auch bald irgendwie Ersatz für den entzogenen Gewinn finden. Vielleicht die Provision erhöhen. Den Schaden hätte das Effekten kaufende Publikum; nicht so sicher wäre der Vortheil für den kleinen Bankier. Das Verbot des Selbsteintrittes ließe sich übrigens auch leicht umgehen. Zwei Banken oder Bankiers bräuchten sich nur zu verpflichten, einander die Papiere zu liefern und abzunehmen. Statt des Selbstkontrahenten hätten wir dann den Strohhalm: und Alles bliebe, wie es vorher war. Auf so kurzer Leiter sind die Zinnen der Großbankerzwingburg heutzutage eben nicht zu erklimmen.

Freilich: 1907 war für die Banken ein mageres Jahr. Das wußte Jeder längst. Die ewigen Klagelieder über die Geldknappheit, die das Geschäft auf allen Gebieten lähme, war ja bis ins Ohr des Uninteressirten gedrungen. Trotzdem glaubte Mancher nun, Ueberraschung zeigen und Tadel aussprechen zu müssen, als die erste Bilanz einer Berliner Bank (der Nationalbank für Deutschland) veröffentlicht wurde. Wozu der Lärm? Im inneren Betribe, bei der Kreditgewährung und an der Börse, etwa gemachte Fehler sieht der Bilanzleser doch nicht auf den ersten Blick; die Presse merkt wohl nicht, man macht ihr auch was vor, heißt da, frei nach Faust, in den Kesseln. Und daß der Gewinn aus dem Effekten- und Konjunkturalgeschäft diesmal schmaler sein müsse, war seit dem Sommer vorauszusehen. Geldstand, amerikanische Krisis, Baufiebung, Börsenmarasmus: die ganze Leier. Die Nationalbank giebt $1\frac{1}{2}$ Prozent weniger als im vorigen Jahr. Das ist, bei dem Kurzustand von heute, bei der Entwerthung fast aller, selbst der besten Papiere, nur natürlich und die Aktionäre können es ertragen. Daß von dem Aktienkapital zu viel für eigene Engagements verwendet wird, ist zu tadeln; und arg wäre es, wenn die Dividende auf Kosten der Reserven nach oben abgerundet würde. Das gerade aber ist nicht immer leicht nachweisbar. Die Bilanz der Berliner Handelsgesellschaft sah schon besser aus. Zwar ist der Reingewinn um 1 842 406 Mark geringer als im vorigen Jahr, aber mit $11\frac{1}{2}$ Millionen in dieser Zeit allgemeinen Mißvergnügens noch immer so stattlich, daß Herr Karl Fürstberg sich in ungetrübtem Hochgefühl seines Jubiläums freuen und ohne Verlegenheit den berechtigten Lobspruch lesen kann, er gehöre zu den Stärksten und an Erfolg reichsten Finanzmaklern unserer Lage. Der andere Jubilar des Messelpalastes, Fürstbergs Schüler Ahrens, der die Handelsgesellschaft an der Börse wirksam und mit sicherem Instinkt vertritt, darf stolz darauf hinweisen, daß selbst in diesem Jahr das Laufende Geschäft sich, unter seiner Leitung, vergrößert hat. Der Reservefonds (der 30 Prozent des Aktienkapitals umfaßt) war 1906 so reichlich dotirt worden, daß er diesmal nichts zu bekommen brauchte. Und da auf das Bankgebäude eine Viertelmillion weniger abgeschrieben wurde, konnten wieder 9 Prozent verteilt werden. Dieses befriedigende Ergebnis scheint ohne listige Kniffe erreicht zu sein. Wer die neue der vorigen Bilanz vergleicht, sieht, wie richtig die Handelsgesellschaft seit 1906 die Entwicklungsbeng beutheilt und wie vorsichtig sie diesmal disponirt hat. Provisionen: nur 50 000 Mark weniger als 1906; und trotz Ueberladung, Geschäftsstille und hoher Verzinsung entliehenen Geldes die selbe Dividende. Die Großen sind so klug und gewandt, daß die Kleinen sich nicht wundern dürfen, wenn die Kundschaft ihnen entläuft. Ladon,

Sandschafdar.

Vor dreißig Jahren, als Osman Pascha niedergeworfen, Sofia vom General Gurko besetzt und in Adrianopel der Waffenstillstand im sechsten russisch-türkischen Krieg beschloffen war, wurde im Deutschen Reichstag über den Balkanstreit geredet. Nationalliberale und freikonservative Abgeordnete ersuchten den Kanzler, „über die politische Lage im Orient und über die hierbei von der Regierung des Deutschen Reiches eingenommene und einzunehmende Haltung Mittheilung zu machen“. Ihre Sorge (der Vennigsen Ausdruck gab) war, Rußland könne, im Hochgefühl seines Sieges, mehr fordern, als Oesterreich ohne gefährliche Schwächung billigen dürfe; und durch einen austro-russischen Konflikt würde das Dreikaiserbündniß gelockert, das in Mitteleuropa so lange den Frieden gesichert habe. Am neunzehnten Februar 1878 wurde die Interpellation begründet und von Bismarck beantwortet. Als die wichtigste Bestimmung der Friedenspräliminarien führte er den Satz an: *Sa Majesté le Sultan conviendrait de s'entendre avec Sa Majesté l'Empereur de Russie pour sauvegarder les droits et les intérêts de la Russie dans les détroits du Bosphore et des Dardanelles.* „Für den Fall des Krieges, also den wichtigeren, wird es immer darauf ankommen, ob der Inhaber des Schlüssels der Dardanellen im Bunde oder in der Abhängigkeit mit den drin oder draußen Wohnenden von Rußland oder von Rußlands Gegnern ist.“ Uns bleiben die Wasserstraßen offen. Ob eine Macht versuchen wird, Rußland aus der den Türken abgerungenen Stellung zurückzudrängen? „Ich glaube nicht, daß Oesterreich-Ungarn bereit wäre, die ganze Erbschaft der heutigen russischen Eroberungen und die Verantwortung für die Zukunft dieser slavischen Länder zu übernehmen, durch Einverleibung in den ungarischen Staat oder durch Vasalleneinrichtung; ich glaube nicht, daß es ein Ziel ist, was die österreichische Politik sehr lebhaft wünschen kann ihren eigenen slavischen Unterthanen gegenüber, nun der verantwortliche Herausgeber der künftigen Zustände auf der Balkanhalbinsel sein zu müssen: und Das wäre im Fall des Sieges die Situation.“ Oesterreich-Ungarn hat denn auch einen Kongreß vorgeschlagen; sucht zunächst also die Gelegenheit, den Streit durch veröhnliche Rede zu schlichten. Die Zumuthung, ein deutsches Kongreßprogramm zu veröffentlichen, lehnt der Kanzler ab. „Das wäre doch mehr Freypolitik als Staatenpolitik. Spielen Sie die deutsche Karte aus, werfen Sie sie auf den Tisch: und Jeder weiß, wie er sich danach einzurichten oder sie zu

umgehen hat. Das ist nicht praktisch, wenn man den Frieden vermitteln will. Die Vermittelung des Friedens denke ich mir nicht so, daß wir bei divergirenden Ansichten den Schiedsrichter spielen und sagen: „So soll es sein und dahinter steht die Macht des Deutschen Reiches“, sondern ich denke sie mir bescheidener, ja (ohne Vergleich im Uebrigen stehe ich nicht an, Ihnen Etwas aus dem gemeinen Leben zu citiren), mehr die eines ehrlichen Mäkers, der das Geschäft wirklich zu Stande bringen will . . . Wir sind mit England in der glücklichen Lage, keinen Streit der Interessen zwischen uns zu haben, es seien denn Handesdrivalitäten und vorübergehende Verstimmungen, die ja vorkommen, aber doch nichts, was ernsthaft zwei arbeitjame, friedliebende Nationen in Krieg bringen könnte; und ich schmeichle mir deshalb, daß wir zwischen England und Rußland unter Umständen eben so gut Vertrauensperson sein können, wie ich sicher bin, daß wir es zwischen Oesterreich und Rußland sind, wenn sie sich nicht von selbst einigen können. Ich bin nicht der Meinung, daß wir den napoleonischen Weg zu gehen haben, um, wenn nicht der Schiedsrichter, auch nur der Schulmeister in Europa sein zu wollen.“ Bindthorst fand den Kanzler zu lau. Konnte Deutschland nicht vor der Weihnacht schon, als Plewna gefallen war, Halt gebieten? „Der Besitz von Konstantinopel und des Dardanellenschlosses ist nach meiner Auffassung die Vorbedingung für die Weltherrschaft. Es handelt sich um die große und für alle Zukunft bedeutjame Frage, ob das germanische oder das slavische Element die Welt beherrschen soll. Das germanische Interesse drückt sich in dem Interesse Oesterreichs aus.“ Die Antwort klang barsch. „Ich kann den Herrn versichern, daß er nicht nöthig hat, uns gegenüber die Interessen Oesterreichs zu vertreten. Der Herr Vorredner sagt: Wer den Dardanellenschlüssel hat, Der hat die Weltherrschaft. Er belehrt uns damit, daß der Sultan bisher die Welt beherrscht hat. Bisher hielt er diesen Schlüssel ganz unbestritten in Händen, seit vierhundertundeinigen Jahren, und ich wenigstens habe nie das Gefühl gehabt, daß wir in Preußen unter türkischer Weltherrschaft während unserer Lebenszeit gestanden haben. Den Besitz dieses Schlüssels erstrebt Rußland augenblicklich gar nicht; es ist den gegeninteressirten Mächten zu Gefallen nicht nach Konstantinopel hineingegangen und das Wort des Kaisers Alexander bürgt uns dafür, daß er Konstantinopel nicht behalten wird. Ob nachher eine Türkei übrig bleibt, auf die Rußland zunächst den wesentlichen Einfluß ausübt: Das wissen wir noch nicht.“ Interventionen, wie Bindthorst sie wünschte, werden Einem selten gedankt. Nikolai Pawlowitsch hats nach Olmütz, Preußen nach Villafranca, Louis Napoleon nach Sadowa erfahren. „So

lange Rußland die Meerengen nicht selbst hat, finde ich die Einwendungen, die der Herr Vorredner gegen meine Aeußerungen machte, nicht berechtigt.“

Kluger Stolz erzwang so bescheidene Rede. Lange danach erst hörten die Deutschen, daß die Zumuthung einer Option zwischen Oesterreich und Rußland schon im Herbst 1876 an den Kanzler gelangt war. General Werder, der Militärbevollmächtigte am Hof Alexanders des Zweiten, hatte damals im Auftrag des Zaren gefragt, ob Deutschland im Fall eines russischen Krieges gegen Oesterreich neutral bleiben werde. Bismarck witterte hinter der auf so ungewöhnlichem Weg an ihn gebrachten „Doktorfrage“ einen Versuch Gortschakow's, dem deutschen Kollegen in Livadia die Vertrauensbasis zu schmälern, wollte der Antwort ausweichen, mußte im Oktober aber durch Schweinitz dem Gossudar melden lassen: Deutschland müsse bedauern, wenn sein Wunsch, zwischen den großen Monarchien die Freundschaft zu erhalten, nicht zu erfüllen sei, könne aber nicht hinnehmen, daß einer seiner beiden Freunde die Großmachtstellung des anderen gefährde. Das war eben so deutlich wie höflich. Alexander hatte wieder, wie 1863, ein Bündniß mit Berlin gewünscht, das ihn gegen englische Chicanen, gegen österreichischen und polnischen Aerger stärken konnte, und sein familiärer Ton hätte den Dheim wohl überredet, wenn vor dem Thron nicht der Aufrechte gewacht hätte, der mit der Sprache gefunden Menschenverstandes und nationalen Ehrgefühles den Lockruf aus Osten rasch zu übertönen vermochte. Da aus Berlin nichts zu holen war, mußte Rußland direkte Verständigung suchen. Die gelang: in dem Geheimvertrag vom fünfzehnten Januar 1877 erhielt Oesterreich Bosnien und die Herzegowina und verpflichtete sich für diesen ansehnlichen Preis, im Rußienkriege gegen die Türken neutral zu bleiben. Noch vierzehn Tage nach dem Abschluß dieses Vertrages aber bemühte sich Peter Schuwalow, der den Zaren am Britenhofe vertrat, den deutschen Kanzler für ein Bündniß mit Rußland zu fördern. Bismarck antwortete: „Ein alter Routier meines Schlages läßt sich durch falschen Alarm nicht leicht vom rechten Weg abbringen. Im Interesse meines Herrn und meines Landes kann ich die Widerwärtigkeiten vergessen, die mir während der letzten zwei Jahre von der russischen Seite nicht erspart worden sind; ich bekümmere mich nicht um den Flirt, den mein alter Freund und Vormund (Gortschakow) und mein junger Freund (Orlow) zwischen Petersburg und Paris unterhalten; das politische Urtheil meiner Nachfolger im Kanzleramt wird vielleicht eher zu beirren sein, wenn man, wie es seit fast drei Jahren geschieht, ihnen zeigt, wie leicht man bei Ihnen auf der Basis der Nevanche zu einem Bündniß kommen könnte. Ich sehe diese Möglichkeit: . . . it

kaltem Blut, das ich meinem Nachfolger nicht vererben kann . . . Man wirft mir vor, durch friedliche Rede den Türken zu ermutigen, und verdächtigt mich daneben, in verrätherischer Weise zum Krieg zu treiben. Nachdem ich das Feuer dieser Anklagen verschiedenen Sinnes kennen gelernt habe, möchte ich mich ihm nicht ein zweites Mal aussetzen. In dieser engen Wasserstraße finde ich mich, unter Kreuzfeuer, nicht zurecht; mir fehlt der Lotse und kein Leuchthurm zeigt den Hafen, in dem wir nach Ihrem Wunsch landen sollen.“ Ihr Brief, erwiderte Schumalow, „wird eine der schönsten Erinnerungen meines politischen Lebens bleiben; ich werde ihn meinem Sohn vermachen. Ein paar Stellen habe ich abgeschrieben und an meinen Kaiser geschickt. Ich weiß, daß er Freude daran haben wird. So oft er in direkte Berührung mit Ihnen gekommen ist, hat sich Gutes und Nützliches daraus ergeben. Natürlich habe ich Alles weggelassen, was sich auf Gortschakow bezieht.“ Das Wichtigste stand zwischen den Zeilen. Schumalow war gegen den Krieg. Der Sultan hatte in London und Paris die rasche Durchführung aller geforderten Reformen versprochen. Muhte man ihm, trotz begründetem Mißtrauen, nicht Zeit lassen? Am Ende bequemte er sich jetzt endlich, das Menschenrecht der ihm unterthanen Christen mit starkem Arm zu sichern. Nein: er lehnt das am letzten Märztag von den Vertretern der Mächte unterzeichnete Protokoll ab. Rußland erklärt ihm den Krieg und läßt noch am selben Tag zwei Heere die armenische und die rumänische Grenze überschreiten. Promenade militaire? So hatte Durbil es in Berlin genannt: um die Gemüther zu schwichtigen. Daß nicht nur auf schnelleres Offizieravancement gehofft ward, zeigte sich schon vor San Stefano. Die Stadt Konstantinö war das Ziel. Doch England drohte, zog indische Truppen nach Malta und forderte, im Verein mit Oesterreich (dem die Neutralitätspflicht lästig geworden war) ein europäisches Schiedsgericht. Die Russen hatten zu lange gezaudert, Konstantinopel zu besetzen, konnten der Britenflotte nicht die Meerengen sperren und, trotz der starken Stellung von der Donau bis zum Marmarameer, den neuen Krieg nach zwei Fronten nicht wagen. Nur den Schein des Zwanges meiden! Da man in Petersburg weiß, daß Andraffy und Derbys Nachfolger Salisbury eine Konferenz verlangen werden, wird in aller Hast Peter Schumalow nach Friedriehsruh geschickt, um die Einberufung eines Kongresses zu erbitten, dem Bismarck präsidiren soll. Diesmal bietet er offen ein russisch-deutsches Schutz- und Trutzbündniß an. Wieder will Bismarck nicht zwischen den Ostmächten optiren; die aus dem Dreikaiserverhältniß entfernte Macht würde bald Bundesgenossen finden. Der Russe: „Vous avez le cauchemar des coalitions, cher Prince.“ Der Deut-

ſche: „Nécessairement.“ Rußland iſt der Zar. Deſſen Stimmung kann ein ungeſchickter Voßſchafter oder Militärbevollmächtigter verderben. In Frankreich und Oeſterreich kann ſich die Revancheluſt lauter regen; ſollen wir dann von Gortſchakows Laune oder von der kaiſerlichen Gemüthstemperatur abhängen? Deßhalb: keine Option. Die drei Kaiſerreiche müſſen, mit oder ohne Bündniß, zuſammenhalten. Das fordert, trotz Gortſchakow, ihr Lebensintereſſe.

Der Berliner Kongreß hat Rußlands Hoffnung enttäuscht; er gab dem Zarenreich nicht, was es nach dem Opfer einer Viertelmillion Menſchen und einer halben Milliarde Rubel von einem ſiegreichen Krieg erwarten durfte. Biſmarck hat geſagt, er habe für den Nachbar Alles, was er irgend vermochte, gethan (ſogar an Beacondſields Bett), doch ſei ihm nicht immer gelungen, die Wünſche, die Rußland nicht äußern und verantworten wollte, zu errathen. Daß der alte Groß gegen Gortſchakow (der wider den Willen Alexanders am Kongreßtiſch den Platz des Erſten Bevollmächtigten einnahm) ſein Handeln je beſtimmt oder gehemmt habe, gab er nicht zu. Im Jahr 1879 ſchrieb er: „Wir haben den Kongreß auf den Antrag Rußlands berufen. Wir haben auf dem Kongreß jeden ruffiſchen Vorſchlag, der uns zuvor mitgetheilt worden war, befürwortet und mit Erfolg; unſere Unterſtützung würde auch unter Umſtänden noch weitergehenden ruffiſchen Forderungen, wenn dergleichen geſtellt worden wären, nicht geſehlt haben. Selbſt wenn Rußland ſich Konſtantinopels bemächtigte, würde Deutſchland Das ertragen können; denn politiſch würden die Vortheile und die Nachtheile einer ſolchen Veränderung ſich für uns vielleicht aufwiegen. Was wir aber nicht vertragen könnten, wäre die Zumuthung, die an weitere ruffiſche Eroberungen im Orient ſich knüpfende Feindſchaft Oeſterreichs und Englands auf uns zu nehmen.“ Im Januar 1877 hatten die Geſchäftsleiter der Oſtmächte ſich verſtändigt. Im Herbst 1879, während Gortſchakow mit den Franzoſen ſchäkerte, wurde zwiſchen Berlin und Wien eine neue Drahtleitung hergeſtellt. Der alte Kaiſer bejuchte, auf Manteuffels Rath, zwar den wüthenden Neffen in Alexandrowo. In Gaſtein aber ſprach Andraſſy zu Biſmarck: „Gegen ein ruffiſch-franzöſiſches Bündniß iſt der natürliche Gegenzug ein öſterreichiſch-deutſches.“

Der Berliner Friede hatte die öſterreichiſche Balkanpoſition mehr als die ruffiſche geſtärkt. So war Englands Wille geweſen. Längſt war in London Cobdens Schrift „Russia by a Manchester Manufacturer“ vergeſſen und makulirt. Der am Boſporus herrſchende Zar keine Gefahr für das Inſelreich? Indien von Rußland nicht bedroht? Von ſolchem Wahn ließ der Mann auf der Straße ſich nicht umnebeln. Urquharts Ruſſophobie wurde wieder modern; die Warnrufe aus ſeinen Türkenbüchern und aus dem Portfolio fan-

den wieder Gehör. Dieser Schotte hatte ein feines Ohr gehabt. Als er in Griechenland sah, hatte (1826) Nikolai Pawlowitsch dem Herzog Eugen von Württemberg schon den Herzenswunsch anvertraut, die Donaufürstenthümer zu besetzen und die Türken niederzuwerfen. Der robuste Mann, der zu Haus mit den Defabriften, draußen mit den Persern fertig geworden war, durfte Schwereverewagen. Die Befreiung Griechenlands und der Besitzzuwachs in Armenien und an der Donau genügten ihm nicht lange. Vier Jahre nach dem Frieden von Adrianopel entschloß er sich zwar, die Osmanen gegen den Egypter Mehemed Ali zu schützen. Doch der Plan seiner ersten Selbstherrschertage war nicht aufgegeben. Trotzdem der von den ägyptischen Empörern befreite Sultan in dem Vertrag von Hunkjar-Iskeleßi sich insgeheim verpflichtet hatte, nur den russischen Kriegsschiffen die Dardanellen zu öffnen und sie allen anderen zu sperren, suchte Nikolai Bundesgenossen gegen den Islam. Bei einem Diner in Münchengraef fragte er Metternich: „Was halten Sie von dem Türken? Ein kranker Mann, nicht wahr?“ Der Fürst stellte sich taub und antwortete erst auf die zweite Wiederholung; spät und fein, aber deutlich: „Nichtet die Frage Eurer Majestät sich an den Arzt oder an den Erben?“ Da war nichts zu machen. Als sein Feldherr Paskewitsch bei Wilagos die ungarischen Rebellen zur Kapitulation gezwungen, sein herrischer Wille die Olmüzer Punktationen durchgesetzt hatte, glaubte er, für jeden Fall auf Oesterreich rechnen zu können. Um sicher zu gehen, wollte er auch England haben. Eines Tages ließ er (in diesem Monat ist's fünfundfünfzig Jahre her) Lord Seymour kommen, den Gesandten der Queen, und jagte ihm mit dünnen Worten: Egypten und Kreta für Euch, Serbien, Bulgarien, die Donaufürstenthümer für mich; Konstantinopel nehme ich nur als Statthalter Europas in Besitz. Dreißigtausend Mann sollten am Bosporus landen und Konstantinopel besetzen. Oesterreich? „Rußlands Interessen sind in der Türkei mit denen Oesterreichs identisch.“ Der Britte staunte. An solche Offenheit war er nicht gewöhnt. (Bismarck, der politischen Verkehr zwischen dem Souverain und dem Vertreter einer fremden Macht nicht gern sah, schrieb nach 1890: „Laß die Sondirung durch eine Anfrage bei dem Vertreter der zu sondirenden Macht seine Bedenken hat, hatte die russische Diplomatie durch die Vorgänge zwischen dem Kaiser Nikolaus und Seymour erfahren.“) Byzanz den Russen? Niemals. Urquhart stieß noch lauter als vorher ins Horn. Palmerstons Sendlinge warnten den Sultan vor dem russischen Handstreich. Und Mentischikow, der dem Großherrn der Pforte ein Bündniß anbot, wurde mit seinem Ultimatum kühl abgewiesen. Osman's Erbe wollte nicht Vasall des Moskowiterthans werden. So dreister Anspruch.

war nach dem Krimkrieg, war von dem milderen Sinn Alexanders nicht mehr zu fürchten. Blicke der Adler der Palaeologen aber nicht noch immer nach Byzanz? War die Sorge um Indien inzwischen etwa zur Chimäre geworden?

Nikolai, der Sohn Pauls, gehörte zu den in der modernen, von Völkerhören belauschten und beschwägten Zeit gefährlichen Herrschern, die sich nicht leise freuen, ihren Sieg nicht im Kämmerlein feiern können. Seinen Triumph sollte die Welt sehen; sollten alle thronenden Vettern ihm neiden. Als er zur Bändigung der Magyaren mitgewirkt hatte, ließ er eine Medaille prägen, auf der Rußlands gekrönter Aar eine Schlange zertritt und mit seinen Flügeln das österreichische Wappen schirmt. Holstein-Gottorp als Schutzpatron der Habsburg-Lothringer. Warum nicht? Eure Majestät, schrieb am zwanzigsten November 1850 Kesselrode an den jubilirenden Zaren, „haben auf den Schlachtfeldern Ungarns die Einheit der österreichischen Monarchie gesichert und dem wiener Cabinet die volle Handlungsfreiheit wiedergegeben, so daß es nun den ihm zustehenden Theil an der reorganisatorischen Arbeit fordern kann, die jetzt den alten Deutschen Bund beschäftigt.“ In diesem Bericht steht auch der Lobspruch: „Um die Zukunft Rußlands nicht festzulegen, haben Eure Majestät sorgsam vermieden, einem verfallenden Staate die Grenzen zu garantiren; stets aber blieb der Grundsatz Ihrer Regierung, den osmanischen Besitzstand einstweilen zu erhalten. Die Macht, in der man früher den natürlichen Feind der Türkei sah, ist ihr treuester Bundesgenosse und ihre festeste Stütze geworden. Der Vertrag von Hunkjar-Isskelessi gegen den die Westmächte vergebens protestirt haben, ist nur scheinbar vernichtet, in Wirklichkeit unter anderer Form verewigt. Seit den fremden Kriegsschiffen die Einfahrt in die Dardanellen verboten ist, sind wir auf der Seeseite gegen jeden Angriff gesichert. Und die Orientwirren haben uns noch ein höchst wichtiges Ergebniß geliefert: die Auflösung des franko-britischen Bundes, der unseren politischen Interessen so feindlich und allen konservativen Regirungen so gefährlich war. Eure Majestät haben sich mehr als einmal gerechten Anspruch auf den Dank Europas erworben.“ Noch aber zeigte Europa keine Lust, diese Dankbarkeit zu bewahren; vielleicht, weil der Gossudar auf Brunnows Rath nicht gehört hatte: *No demandons pas à nos alliés plus que leur amitié n'est en état de tenir!* Nikolai verlangte immer zu viel. Die Türken sollten dem Mann dankbar sein, der schon 1826, noch im ersten Jahr seiner Regirung, von dem Generalstabchef Grafen Diebitsch-Sabalkanski und dem Herzog Eugen von Württemberg Pläne zum Angriff auf osmanischen Besitz geheißt hatte. Die Preußen, trotz Olmütz und Warschau; dites à Fritz de rester toujours le même pour la Russie et de ne pas oublier les dernières pa-

roles de papa: Friedrich Wilhelm ließ die Worte des Zaren gehorjam in den Staatsanzeiger setzen. Die Oesterreicher, trotz der Medaille, der Truppenmobilisirung in Polen und Delows herrischer Anmahung in der Hofburg. Das Wort Schwarzenbergs: „Die Welt wird über die Größe unseres Undankes staunen“ konnte man noch in den Legendensbereich weisen. Als Franz Joseph (nach der Ablehnung seines Vorschlages, die russische Macht nur in Asien gegen den Halbmond kämpfen zu lassen) dem hochfahrenden Alexej Orlow erklärte, fortan werde er nur handeln, wie das Interesse und die Würde des Reiches, ihm vorschreiben, als er dann in Südungarn Truppen aufstellte, das neunte Corps zwischen Donau und Theiß Quartier beziehen und Zellachichs kroatisch-dalmatinisches Corps in Kriegspräsenz setzen ließ, war kein Zweifel mehr, daß Oesterreich sich zum Widerstand gegen Nikolais Trachten bereit hielt. So weit war's im März 1854. Schon im August kam an Theodor von Bernhardi aus Warschau ein Brief, in dem stand: „Der Feldzug an der Donau ist, besonders in Folge beständig einander widersprechender Befehle und Gegenbefehle aus Petersburg, sehr schlecht gegangen. Alle Generale sind in Verzweiflung über die Gängelei von Petersburg aus. Der Kaiser hat durchaus keine militärische Einsicht.“ Noch aber hoffen die Slavophilen, Mentischkow werde „die Canaille“ (das Heer der zum Krimkrieg verbündeten Mächte) ins Meer werfen und der Weiße Zar in der Stadt Konstantins den Frieden diktiren. Doch kraftlos sank die Hand herab, die nach diesem Lorber gelangt hatte. Nikolai starb, der Pariser Friede brach Rußlands osteuropäische Uebermacht und weder Alexander der Zweite noch dessen stämmigerer Sohn hat je wieder laut von dem russischen Recht auf Konstantinopel zu reden gewagt.

Felix Austria. Der Gefahr, ein Vasallenstaat zu werden und, im günstigsten Fall, unter russischem Protektorat künftig in Serbien und der Herzegowina zu herrschen, war es entgangen. Hatte im Süden die Türkei als Nachbar behalten und damit eine Grenze, die, nach Metternichs Wort, sicherer war, als jedes Meer. Schon träumte Prokesch-Osten am Rhein von der Gründung eines byzantinischen Reiches. Dieser Traum konnte nur Wirklichkeit werden, wenn Oesterreich in ein intimes Verhältniß zu den großen Westmächten kam. Die mußten Habsburgs Sachwalter werden; ihm die Vorherrschaft in Deutschland und die italienischen Provinzen sichern und auf dem Balkan vorwärts helfen. Allzu Gutes gönnte er ihnen nicht; „als an einem wohlgefälligen Traum,“ schrieb er an Buol, Schwarzenbergs Nachfolger im wiener Ministerium des Auswärtigen, „hänge ich an der Idee eines Krieges zwischen Rußland und England allein, wo Beide sich abnagen und abschwächen.“ Dahin kam's nicht; und Prokesch lag schon zwei Jahre im Grab, als, nach dem sechs-

ten russisch-türkischen Krieg, Englands Wille die Balkanstellung Oesterreichs stärkte. Die Auseinandersetzung mit Preußen, dann die Zeit französischer Ohnmacht hatten eine neue Lage geschaffen. Zwar dachte Beust gleich nach dem Krieg an ein austro-französisches Bündniß. Doch da Bismarck ihm sagte, das neue Deutsche Reich wolle versuchen, durch eine Verständigung mit Wien sich vom russischen Druck zu lösen, fand der Eitle, sein Geist und der des berliner Kollegen paßten in einander wie der richtige Schlüssel ins Lock. Und ehe der Herbstzauber gewichen war, fiel Beust mit Hohenwart und Schaeffle und an seine Stelle trat Andreiffy, der die Nothwendigkeit erkannte, das in Paris gährende Gift durch einen blocus moral zu isoliren. Frankreich war nicht bündnißfähig. Noch im Mai 1874 schrieb der Herzog von Decazes: Tant que nous ne serons plus de ce monde, l'Autriche restera le satellite obligé de la Russie et de l'Allemagne; il faut le savoir et nous y résigner. In dem Draikaiserverhältniß lebte der brauchbare Theil der Heiligen Alliance wieder auf. Wilhelm ging nach Petersburg, Alexander nach Wien; zwanzig Jahre lang hatte kein Zar die Hofburg betreten. Nach seiner Abreise schreiben Andraffy's Offiziere, den drei Regirungen sei die Verständigung über alle Orientfragen vollkommen gelungen. Auch Wilhelm kommt nach Wien; und bleibt sechs Tage. Ist die Restauration des französischen Königthumes zu fürchten? Franz Joseph soll mit dem Grafen von Chambord gesprochen haben (MacMahon deutet es in seinen Mémoires inédits an) und der Prätendent hat schon beruhigende Noten an die Kabinete geschickt. Höchste Zeit zur Einigung aller monarchischen Festlandsgroßmächte. Bismarck und Gortschakow, Andraffy und Visconti-Venosta scheinen brüderlich zum Bunde gefest. Frankreich ist einsam. Um die Angst zu verschrecken, läßt, sechs Wochen nach den wiener Kaiserfesten, Decazes, der aus London sehr ungern an den Quai d'Orsay übergesiedelt ist, an die diplomatischen Vertreter der Republik schreiben: Sans s'isoler des graves questions qui s'agitent autour d'elle, la France se recueille et elle attend, avec la conscience de sa force et de sa grandeur, que l'ordre et le travail lui aient permis de panser ses plaies et que le temps, qui seul peut permettre aux événements de l'histoire de porter leurs fruits, ait effacé l'amertume de ces jours funestes qui ont si profondément troublé le monde. Und es klingt wie Antwort, als Bismarck im Reichstag von „König Heinrich, Grafen von Chambord“ spricht und in einer Cirkularnote (die er als geheim bezeichnet, aber nicht geheim halten will) sagt, wenn ein neuer Zusammenstoß unvermeidlich sei, dürfe Deutschland den Franzosen nicht die Wahl der ihnen günstigsten Stunde lassen. Augusta schüttet dem Botschafter der Französischen Republik ihr banges Herz

aus. „Ich habe Ihnen ja warnend gesagt, daß Sie noch nicht am Ende Ihrer Leiden sind und daß man Ihnen künftig schlimmere Schwierigkeiten machen wird, als Sie schon erduldet haben.“ So spricht die Frau des Kaisers zu Gontaut-Biron. „Hat man Sie wieder unfreundlich behandelt?“ Man: der arge Kanzler. Der Fremde ist nicht so vom Haß geblendet. Alexander sagt zum General Le Flô: „Beruhigen Sie sich! Niemand will den Krieg. Auch Fürst Bismarck nicht. Der Friede ist gesichert.“ Aber Gortschakow arbeitet im Stillen. Als Gontaut-Biron in Petersburg ist, hört er von dem betriebsamen Zwerg den Trost: „Bismarck kann Ihnen nicht den Krieg erklären; die ganze moralische Meinung Europas wäre gegen ihn.“ Und bald danach kann Decazes in einen Privatbrief schreiben: „Der preussische Einfluß ist in Petersburg gemindert. Geduld! Geduld! Geduld!“ Der Lenz bringt ihm noch eine Freude: Gladstone fällt; und mit ihm die Politik der Abtötung von kontinentalen Angelegenheiten. D'Israeli, der neue Premier, träumt (so schreibt Decazes) sicher von palmerstonischem Ruhm. Beweist auch früh, daß er die spirited foreign policy treiben will, die Lord Feuerbrand sein Leben lang liebte. Auf die erste Interpellation (Russells) läßt er Derby antworten: „Ich glaube, der Versuch, den Krieg zu hindern, würde die Mähenicht belohnen; früher oder später: der Krieg kommt.“ Welcher Krieg? Einer, der über das Osmanenerbe entscheiden soll? Aber Alexander besucht in der nächsten Woche ja die Königin in Windsor. . . Da wird nichts verabredet. Der Zar geht nach Chislehurst, ruft bei der Truppenschau Eugeniens Sohn an seine Seite und biegt dem pariser Bunsch aus, über Boulogne zurückzureisen und sich von den Vertretern der Republik begrüßen zu lassen. Auch den Grafen von Paris hatte er empfangen und besucht. Bonaparte und Orleans; die Enkel der Jakobiner mied er. Andrassy jagt in der Delegation, die Lage zwinge zur Aufbietung aller Wehrkräfte. Noch aber bleibt Alles ruhig. In Europa. Der Horizont hat sich geweitet. Rußland hat in Centralasien zu thun; unterwirft Khiva und bahnt seinem Handel den Weg durch Bokhara ins Mandschureich. Frankreich hat sich zum ersten Mal um Tongking zu kümmern. England freut sich der Siege Wolseleys über die Afhanid. Sorgt zu gleicher Zeit für die Kontrolle über den Suezkanal. Und scheint an Konflikte mit Rußland nicht zu denken. Afghanistan schützt als Puffer Indien vor einem Einfall aus turkestanischem oder bokhariischem Gebiet. Erst als Stoljetow mit einer Russengesandtschaft wie ein Retter und Suzerain von dem Khan Schir Ali aufgenommen, die englische Mission von den Afghanen gekränkt worden war, wurde ein operativer Eingriff nöthig. Da aber hatte der Berliner Vertrag die Besitzverhältnisse im europäischen Orient schon geordnet und Oesterreich aus der Gefahr befreit, die Pranke des Bären zu spüren.

„Die Möglichkeit eines Wettbewerbes zwischen Wien und Berlin um russische Freundschaft kann eben so gut wiederkommen, wie sie zur Zeit von Olmütz vorhanden war und zur Zeit des Reichstädter Vertrages unter dem uns sehr wohlgesinnten Grafen Andrássy Lebenszeichen gab. Dieser Eventualität gegenüber ist es ein Vortheil für uns, daß Oesterreich und Rußland entgegengesetzte Interessen im Balkan haben und daß solche zwischen Rußland und Preußen-Deutschland nicht in der Stärke vorhanden sind, daß sie zu Bruch und Kampf Anlaß geben könnten. Eine Koalition, wie im Siebenjährigen Kriege, gegen Preußen von Rußland, Oesterreich und Frankreich, vielleicht in Verbindung mit anderen dynastischen Unzufriedenheiten, ist für unsere Existenz eben so gefährlich und für unseren Wohlstand, wenn sie siegt, noch erdrückender als die damalige. Wenn ich österreichischer Minister wäre, so würde ich die Russen nicht hindern, nach Konstantinopel zu gehen, aber eine Verständigung mit ihnen erst beginnen, nachdem sie den Vorstoß gemacht hätten. Die Betheiligung Oesterreichs an der türkischen Erbschaft wird doch nur im Einverständnis mit Rußland geregelt werden und der österreichische Antheil um so größer ausfallen, je mehr man in Wien zu warten und die russische Politik zu ermuthigen weiß, eine weiter vorgeschobene Stellung einzunehmen. England gegenüber mag die Position des heutigen Rußland als verbessert gelten, wenn es Konstantinopel beherrscht. Oesterreich und Deutschland gegenüber ist sie weniger gefährlich, so lange es in Konstantinopel steht. Das erste praktische Bedürfnis für Kraftentwicklung im Orient ist (für Rußland) die Sicherstellung des Schwarzen Meeres. Gelingt es, einen festen Verschluss des Bosporus durch Geschütz- und Torpedoanlagen zu erreichen, so ist die Südküste Rußlands noch besser geschützt als die baltische, der die überlegenen englisch-französischen Flotten im Krimkrieg nicht viel anzuhaben vermochten.“ Das steht in Bismarcks hinterlassnem Buch. War um 1894 geschrieben und hatte, nach vierzig Jahren, noch immer den Ton der frankfurter Tage. Nur ja nicht Oesterreich wegen uns die Russen verfeinden; nur keine sentimentalen Bündnisse, die zu edler Aufopferung zwingen und nichts eintragen als das Bewußtsein der guten That; nur nicht Arm in Arm mit Oesterreich das Jahrhundert in die Schranken fordern. Ueber Europa schießt er den Blick nicht gern hinaus (Britaniens Wesen, Britaniens fest eingewurzelten Willen zur Weltmacht hat er, wie Bonaparte, nie klar erkannt); und Sinem, der nur Europa sieht, müssen die Balkanwirren die Vorbereitung zu einem Duell scheinen, dessen Ausgang nicht zweifelhaft sein kann. Daß Rußland den Sandschak-i-Scherif, Mohammeds heiliges Banner, den Osmanen entreißen werde, war dem märkischen Junker so gewiß wie der in manchem Geniezug ihm verwandten Stettinerin

Katharina, die für ihren Enkel, den zweiten Sohn Pauls und der Maria Geodorowna, nicht ohne Absicht den Taufnahmen Konstantin wählte. Wer konnte der slavischen Vormacht auf die Dauer in slavischem Land widerstehen? Die Entwicklung zu beschleunigen, hatte Deutschland keinen Grund (deshalb 1854 Bismarcks Rath, mit zweihunderttausend Mann Russen und Oesterreichern zugleich Angst einzujagen; deshalb das verborgene Doppelspiel auf dem Berliner Kongress). Deutschland hat in Südosteuropa keine direkten Interessen; und in diesem Bergwaldwinkel liegt gefährlicher Zündstoff. Anglo-russischer und austro-russischer Konflikt: an keinem Konferenztisch werden diese Ziffern aus dem Kalkül geschwagt. Da ist's gefahrlos, den Oesterreichern die Verständigung mit Rußland zu empfehlen; sogar nützlich. Arzt oder Erbe? Beide betheuern ihre Selbstlosigkeit. Haben keinen anderen Wunsch als den, des kranken Mannes Leben zu verlängern. Auch der Erbe spielt geschäftig den Arzt; und der Leibmedikus sagt den Vertrauten, nur in ihm sei der *heros ex aese* zu schauen. Grobe Wahrheit erreicht da nichts. Erst Bismarck Postumus hat sich verrathen: sah er in dem austro-russischen Interessengegensatz einen deutschen Vortheil, dann konnte er den Ausgleich nicht aufrichtig wünschen.

Er lebte noch, als dieser Ausgleich versucht wurde. Klug; ohne aufreizendes Geräusch. 1897. Der leichte Sieg über die Griechen verheißt dem Türkenstolz neue Nahrung. Oesterreich experimentirt mit dem erweiterten Wahlrecht und Badeni wirbt um das Czehenvotum für die Verständigung mit Ungarn. Rußland hat sich in Peking das Recht gesichert, das Gleis der Sibirischen Bahn durch die Mandchurei zu legen. Keiner will an Balkanhändel jetzt kostbare Zeit verzetteln. Auch England nicht. Salisbury war gezwungen worden, der Fanfare gegen den Armenierschlächter in Wildiz eine Shamade folgen zu lassen, konnte, vom Stammland der Philhellenen aus, den Griechen nicht helfen und schreckt den Sultan mit Todesdrohung fürs Erste nicht mehr; Kitchener kämpft im Sudan um eine neue Weltreichsprovinz; Wilhelms Depeche an Krüger hat die ganze britische Menschheit gegen Deutschland aufgepeitscht; am Baal und am Dranje ist die Abrechnung zwischen Engländern und Buren nicht lange mehr zu vermeiden. Europa braucht Ruhe; hat draussen genug zu thun. Franz Joseph kommt nach Petersburg. Die Kaiser, die Minister Murawiew und Soluchowski beschließen die Einigung. Keine Rivalität fortan auf dem Balkan; Wahrung des Besitzstandes; Abgrenzung der Interessensphären. Im Dezember 1902 ist Lamsdorff, Murawiew's Nachfolger, in Wien und verabredet Reformen für die makedonischen Wilajets. Im Oktober 1903 wird im mürzsteger Jagdschloß, wo Nikolai den Kaiser von Oesterreich besucht, ein neues, ausführliches Reformprogramm vereinbart.

Ein russischer und ein österreichischer Zivilagent; internationale Gendarmerie; Unterdrückung der bulgarischen Agitation; Modernisierung der Rechtspflege und der Verwaltungsformen. Die Kaiserreiche sind auf der ganzen Linie einig. Keine Konfliktmöglichkeit mehr. Keine der beiden Ostmächte strebt nach dem Ehrenamt des Sandschakdar, der Mohammeds Söhnen die Fahne voranträgt. Geht's nach ihrem Wunsch, dann überdauert der kranke Mann das Jahrhundert. Der austro-russische Interessengegensatz ist beseitigt (und das Bündniß mit Deutschland für Oesterreich, das nun keine Affekuranz gegen Rußland mehr braucht, entwerthet). Staunend sieht Europa; und muß es doch glauben. Denn als das Sarentreich unter den japanischen Hieben erlahmt, als sein Riesenleib aus hundert Bunden blutet und das kaukasische Glied ihm fast schon verloren scheint, bleibt diesseits und jenseits von der Leitha Alles ruhig. Oesterreich-Ungarn denkt nicht an den Versuch, die Ohnmacht des alten Balkanegners zu eigenem Vortheil zu nützen. Wartet geduldig, bis Rußland sich erholt hat, und meldet sich dann erst mit neuem Anspruch. Mit einem, den altes Recht ihm, jeit dreißig Jahren, verbürgt. Als der Berliner Kongreß die Oesterreicher in der (als Entgelt für die Neutralität im Türkenkrieg ihnen im Reichstadter Vertrag zugesicherten) Herrschaft über Bosnien und die Herzegowina bestätigte, wurde die Verwaltung des Sandschak (Regierungsbezirk) Rodibazar den türkischen Behörden vorbehalten, der Doppelmonarchie aber das Recht eingeräumt, in diesem Sandschak, jusqu'au delà de Mitrowitza, Truppen garnisoniren zu lassen und ihrem Heer und ihrem Handel Straßen zu bauen. Dreißig Jahre lang stand diese Bestimmung (Artikel 25 des Berliner Vertrages) auf dem Papier. Ausdem Wilajet Kossowa schien nichts zu holen, nach Rodibazar kein lohnender Industrieabfah möglich und Mitrowitza war über Niß auf kürzerem Weg zu erreichen. Der Bahnbau würde nur Verdacht erregen. Am sievenundzwanzigsten Januar 1908 sagte im Ausschuß der ungarischen Delegation Freiherr von Aehrenthal (kühl, als handle sich um eine belanglose Sache), er wolle die Bahnstrecke Uwar-Mitrowitza bauen, für den Anschluß der türkischen und griechischen Bahnen (bei Larissa) sorgen und so endlich die große Linie Wien-Budapest-Sarajewo-Athen-Piraeus schaffen, die den Produkten Mitteleuropas den kürzesten Weg nach Egypten und Indien öffnet. Gelassen sprach er; eine Gleisstrecke von hundert Kilometern (kaum länger als die von Berlin nach Frankfurt an der Oder führende): kein Grund, die Stimme zu heben. Doch Sturmgeheul kam als Antwort. Aus Ost und West. Aus Petersburg und Paris. „Um Judaslohn hat Oesterreich das makedonische Reformwerk geopfert.“ „Wie Deutschland mit der Bagdadbahnkonzession, so läßt nun auch Oesterreich sich mit einem Trinkgeld für die Duldung der Türkengräuel be-

zahlen.“ „Das Europäische Konzert hat aufgehört.“ „Rußland ist geprellt.“ „Das kürzeste Programm nur noch ein werthloser Papierfetzen und die alte Balkanfeindschaft der Ostmächte wieder erwacht.“ „Abd ul Hamid mag jauchzen.“ „Und natürlich steckt Deutschland hinter dem sauberen Plan.“

Fehlte nur noch der Hinweis auf den Kalendertag der Enthüllung: ein Geburtstagsgeschenk für den berliner Protektor des Sultans. Nicht nur im pariser und petersburger Holzpapierbezirk hätte man geglaubt; auch bei uns. Denn Aehrenthal, der den „brillanten Sekundanten“ Goluchowski abgelöst hat, gilt ja für den zuverlässigsten Freund des Deutschen Reiches. Und daß dieser (ungemein kluge) Mann früh und spät mit sorgender Seele die berliner Wünsche zu ahnen versucht, können nur Schwarzseher bezweifeln. Sie allein, daß er sich zunächst als Oesterreicher fühlt und, ohne in alte Verträge zu gucken, für das Reich wirken will, in das er geboren ward und dessen Hälfte er in dem Ring eines fruchtbaren Gedankens zusammenschmieden möchte. Ausgleich und Sprachenfrage, Sprachenfrage und Ausgleich: bei dem Einerlei solcher mageren Kost muß die Kraft der Völker versiechen. Auch der Strom österreichischen Lebens und Schaffens mündet in Meere, die Welten verbinden. Ein kurzes Bindeglied: und das Aegaeische, das Mitteländische Meer empfängt auf gradem, von Euren Wächtern gehüteten Schienenweg Oesterreichs und Ungarns Versandgut. Wenn Ihr von den Expansionen der anderen Großmächte hört, braucht Reid und Scham Euch nicht mehr die Kehle zu schnüren. Sigt nicht raunzend im Winkel! Im Südosten thut Euer Imperium sich auf.

Noch vor einem Jahr hätte selbst ein staatsmännisches Genie dieses Ziel nicht zu zeigen vermocht. Nicht vor der englisch-russischen Verständigung. „Der kürzeste Weg nach Egypten und Indien“: wer hätte so zu sprechen gewagt? Just dieses Wort hätte auch ein stümpernder Dilettant im Busen bewahrt. Aehrenthal, der so beredt zu schweigen weiß, sprach es aus. „Wien-Budapest-Sarajewo-Athen-Piraeus“; ein Ortsname fehlt: Saloniki. Um die direkte Verbindung mit dieser Küstenstadt herzustellen, wird die Bahn Uwoa-Mitrowiza gebaut. Der geräumige, sichere Hafen der von Kassandros gegründeten Stadt soll Oesterreichs Südemporium werden. Der Gedanke hätte gestern das ganze Moskowitertum zu den Waffen gerufen: und bewirkt heute nur noch in Papierblättern ein Kläuschen. Wenn den Russen der Käfig des Schwarzen Meeres geöffnet wird, wenn ihre Schiffe ungehindert durch den Bosporus und die Dardanellen fahren, mag Oesterreich aus Saloniki nach und nach ein Hamburg machen. Der Wunsch Nikolais des Ersten ist endlich dann erfüllt: der Osmanensultan des Weißen Zaren Basall, sein Leben dem petersburger Wink unterthan. Dann mögen die wiener Herren getrost auch für Serbien thun,

was sie für Bosnien thaten, und im Lande der Obrenowitsch und Karageorgewitsch die Grenzpfähle schwarzgelb streichen. Der Palaeologenerbe brauchte ihnen nicht zu weiden. Der westliche Balkan den Oesterreichern, der östliche den Russen. So hatte schon Bismarck sich die Theilung gedacht. Nur nie geglaubt, daß England sie dulden würde. Heute? England wünscht sie; muß sie wünschen. Das Lebenscentrum (sagt Lord Curzon), der Pivoo, die verwundbarste Stelle der britischen Weltpolitik ist und bleibt Indien. „Um Indien zu schützen, mußten wir nach Gibraltar und Alexandrien gehen, das Kapland erobern, den Persischen Golf, den Ganges, die Samirs bewachen, mit Afghanistan und Siam uns verständigen und unseren Feinden den Weg nach Konstantinopel sperren. Die Sorge um Indien erklärt unsere ganze Politik.“ Blickt auf ihre Pfade zurück! Zuerst wurde Rußland nach Asien gedrängt; seine Vorstöße nach dem Goldenen Horn wehrten, auf britische Instigation, Frankreich und Oesterreich ab. Dann ließ Britannien es von den Japanern schlagen. Und konnte sich mit ihm nun für ein Menschenalter, ein Säkkulum vielleicht, vertragen. Indien bedroht es auf absehbare Zeit nicht mehr; und irgendwo muß es ein eisfreies Meer und die Möglichkeit, seine Kräfte zu regen, bekommen. Wirds in Europa wieder aktiv: um so besser; dann ist die Ostflanke des Deutschen Reiches wieder gelähmt. Dem Rußland und Japan, Frankreich und Italien, Oesterreichern und Skandinaven verbündeten Imperium kann nur Deutschland noch, als Industriestaat und Seemacht, gefährlich werden. Die Vereinsamung dieses Feindes muß also das Ziel sein. Wen hat er noch? Oesterreich allenfalls. Das sitzt in enger Klemme. Die montenegrinische Heirath hat in Rom die Sehnsucht gesteigert, die Adria zum italischen Binnenmeer zu machen; Albanien ähnelt schon einer Römerkolonie. Die Forderung kann Oesterreich nur bewilligen, eine Balkanparzelle nur abtreten, wenn es reichlichen Ersatz findet, sich südwärts ausbreiten darf, eine Mittelmeermacht wird. Saloniki! Dann verschärft sich auch seine Orientkonkurrenz mit dem Deutschen Reich. Und der Ostconcern, in den Griechenland eintritt, bewacht Kleinasien.

Much ado about nothing? Der Preßlärm war um nichts; Thorheit oder Truglust hat ihn bewirkt. Herr Swolfskj konnte höchstens darüber ärgerlich sein, daß der wiener Kollege den Plan nicht barg, bis die Meerengfrage beantwortet war. Wußte aber, daß er die Heilige Fahne nicht für sich allein erbeuten würde. Aus England, aus Italien hat man keinen Angstschrei gehört. Da kennt man die Lösung. Der britische Ring ist geschlossen. Der Schlaue in Buckingham Palace hat, ohne dem neugierigen Blick sichtbar zu werden, für die nächste Zeit nach seinem Bedürfniß die Zeiger der Weltuhr gestellt.

Kupferberg Gold.
in deinen Flaschen
schlummert verborgen
sprühendes Leben,
funkelnder Geist!





Saalecker Werkstätten Zweig Berlin
 Viktoriast. 23 (b. d. Potsdamer Brücke)
AUSSTELLUNG v. ARCHITEKTUR-MODELLEN
SAALECKER MÖBEL VON
PROF. SCHULTZE-NAUMBURG

Beleuchtungskörper — Uhren — Stoffe — Tapeten. Freie Besichtigung.

Schriftsteller

Bekanntes Verlag überl. literar. Werke aller Art. Trägt teils die Kosten Auss. günst. Bedingungen. Offerten sub. J. 205. an Haasestein & Vogler A.-G., Leipzig.

Meinungen

Beitragzahl. „Winterkuren“.

Sanatorium für Nervenkranken und Kitzelungskuren. Modern nach physik. diätetisch. Prinzip geleitet mit Familienanschluss unter dauernder psychischer Beeinflussung. Beschränkte Besitzer: Nervenarzt Dr. med. C. A. Passow.

Eine Umwälzung

für die

Herrenwelt

bedeutet

Rasnet

Keine Berührung
 von fremder Hand
 Kein Warten.

Im Gegensatz zu der bisherigen Art des Rasierens, wird stets ein sanftes und glattes Ausrasiren, ohne Brennen, auch dem **Ungeübtesten** ermöglicht. ::

Verletzen unmöglich. ::



Zeit- u. Geld-
 ersparnis.

Rasnet versilbert, mit
 4 Klingen u.
 automatischen Abzieh-
 apparat in elegantem
 Etuis **12 Mk.**



Zu
 haben in allen
 Stahlwarenhandlungen
 Wenn nicht direkt vom

Razor-Article-Special-House Hamburg D
 Neuerwall 34.
 Henry Faure.

London & Paris Exchange, Ltd.,

DEUTSCHES DEPARTMENT.

BASILDON HOUSE, Moorgate St., LONDON, E. C.

EFFEKTENBANK.

Kulante und gewissenhafte Bedienung kontinentaler Kapitalisten und Spekulanten.

An- und Verkäufe aller in London marktgängigen Werte ohne Kommission oder Kurtage. — Kassa- und Zeitgeschäfte.

Eröffnung spekulativer Konti und Erteilung von Prämienrechten auf alle im Verkehr des Instituts gangbaren Werte, speziell Amerikaner, (Kupfer- und Diamantwerte, sowie Südafrikaner).

Vorschüsse auf alle marktgängigen Papiere zu günstigsten Bedingungen.

Reklamierung der englischen Einkommensteuer.

Incasso von Dividenden-Cheques spesenfrei und alle das Effektengeschäft berührenden Transaktionen zu günstigsten Bedingungen.

Zuverlässiger Informationsdienst.

Kostenfreie Effektenüberwachung.

Erstklassige englische und kontinentale Referenzen stellt das Institut zur Verfügung.

Auf Wunsch sendet die London and Paris Exchange, Ltd., jedem Kapitalisten zur Information über das Londoner Effektengeschäft und die Bedingungen des Instituts ein Handbuch kostenfrei zu.

"ANLAGE UND SPEKULATION."

(2. Auflage.)

Kein Kranker und Nervenschwächer lasse die

Elektrische Kuren

unversucht von

J. G. Brockmann
Dresden, Meißnerstrasse 6, Pt. 1.

Dr. Möller's Sanatorium

Brosch. fr. Dresden-Lochwitz, Prosp. fr.

Dialekt. Kuren nach Schroth.

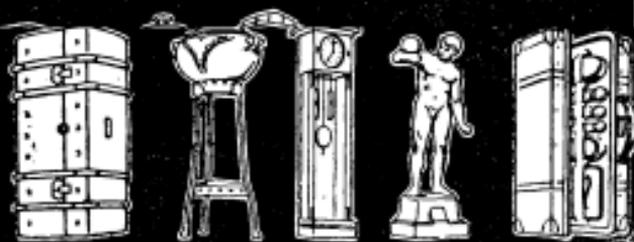
Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.

21/22 Johann-Georgstr. Berlin-Halensee,
Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).

Stottern

de zahlen 3-6 Monate nach Heilung, best. Garantie. C. Buchholz, Hannover 2. Postfach 14.



Preisartikel, Plattenkoffer, Lederwaren, Necessaire, Echte Bronzen, Feuerstärker, Gegenstände in Natur und Marmor, Terrakotten, Standuhren, Tafel-Bestecke, Tafel-Linien, Beleuchtungskörper für Gas- u. elektrisches Licht, Garen bequeme Monatszahlungen.

Vertrauen bewährt, welches diese Firmen erlangt haben. Luxus-Artikel ganz vorzüglichste Ausführung. — Katalog BK kostenlos. Für Beleuchtungskörper Spezialliste. Stöckig & Co., Dresden-A. 1. (i. Deutschland), Bodenbach i. B. 2 (i. Österreich).

Berliner-Theater-Anzeigen

Deutsches Theater

Anfang 7¹/₂ Uhr.

Freitag, den 28./2. und Sonntag, den 1./3.

Was ihr wollt.

Sonntag, den 29./2. und Montag, den 2./3.

Die Räuber.

Kammerspiele.

Freitag, den 28./2. 8 U. **Erdgeist.**

Sonntag, d. 29./2. u. Sonntag, d. 1./3. 8 U.

Lysistrata

Montag, den 2./3. 8 U. **Gyges u. sein Ring.**

Weitere Tage siehe Anschlagstule

Friedr. Wilhelmst. Schauspielhaus

Freitag, den 28./2. und Montag, den 2./3. 8 U.

Lokomotivführer ClaussenSonntag, d. 29./2. 8 U. **Madame Sans-Gêne**Sonntag, den 1./3. 8 U. **König Heinrich**Sonntag, Nachm. 3 U. **Nachtschl.**

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

Das muss man seh'n!

Grosse Revue in 4 Acten (14 Bildern) von

Jul. Freund. Musik von Victor Hollaender

Guido Thielscher a. D.

E. Darmand a. D. Jos. Giampietro,

Henry Bauer Fritz Massary

Jos. Josephi Fritz Schenke usw.

Cabaret Roland v. Berlin

Potsdamerstr. 127

Direktion: **Schneider-Duncker**

Tägl. 11—2 Sonntag 8—11

Hotel und Café

Dorotheenhof

Weingrosshandlung.

Direktion: Richard Zernik

Berlin NW. 7, Dorotheenstr. No. 22 und Eingang Georgenstr. No. 24,
neben dem Wintergarten.„Arkadien“,
Behrenstrasse 56—57.**Reunions:**Sonntag, Mittwoch,
Freitag.

Im neugebauten

„Moutin rouge“

Jägerstrasse 55 a.

Reunions: Montag, Dienstag, Donnerstag, Sonnabend.

Restaurant u. Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

Treffpunkt der vornehmen Welt

Die ganze Nacht geöffnet. * Künstler Doppel-Konzerte.

Aktiengesellschaft für Grundbesitzverwertung

SW. II, Königgrätzer-Strasse 45 pt. Amt VI, 6095.

== Terrains, Baustellen, Parzellierungen. ==

I. u. II. Hypotheken, Baugelder, bebauete Grundstücke.

== Sorgsame fachmännische Bearbeitung. ==

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zelle 1,00 Mk.

Berliner-Theater-Anzeigen

Gebr. Herrnfeld-Theater, Kommandantenstr. 57.

Heute und folgende Tage Abends 8 Uhr:
Die Anton und Donat
Herrnfeldsche Novität: **Salomonisches Urteil**
Ein Nachspiel zu „Papa und Genossen“
Beide Stücke mit den Autoren Anton und Donat Herrnfeld in den Hauptrollen.
Vorverkauf täglich von 11—2 Uhr (Theaterkasse).

Kleines Theater.

Freitag, den 28. Sonnabend, den 29./2. Sonntag,
den 1. und Montag, den 2./3. 8 Uhr.

2 mal 2 = 5.

Sonntag, d. 1./3. Nachm. 3 U. „Maria Magdalene.“
Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Berliner Theater.

Freitag, den 28./2. 8 Uhr. Premiere

Förster-Christel Gastspiel
Hansi Niese

Sonnabend, den 29./2. Sonntag, den 1. und
Montag, den 2./3. 8 Uhr.

Förster-Christel Gastspiel
Hansi Niese

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Theater Folies-Caprice Mal was Anderes

Revue mit Gesang in 3 Bildern.

Neu! Jeunesse dorée. Paragraph 343.

Anfang 8 Uhr.

In 1. Auflage 1906 erschienen:

Der Marquis de Sade und seine Zeit.

Ein Beitrag z. Kultur u. Sittengeschichte
d. 18. Jahrhunderts, m. bes. Bezug a. d. Lehre v. d.

Psychopathia Sexualis

von Dr. Eugen Dührer.

573 S. Eleg. br. M. 10., Leinwbd. M. 11,50.

Ferner in 7. Auflage:

**Geschichte d. Lustseuche
im Altertum** nebst ausführl. Untersuch. üb.
Venus-u. Phalluskult, Bordelle, Noussos, Theleia
Päderastie u. and. geschichtl. Ausschweifungen
d. Alten. Von Dr. J. Rosenbaum, 435 Seit.
Eleg. br. M. 6., Leinwbd. M. 7,50. Postgute
u. Bezüge, üb. Inhr- u. Vllgsgeschichtl. Werke grat frk.
H. v. Arsdorf, Berlin W30, Landshuterstr. 2.

Lustspielhaus in Berlin

Freitag, den 28. Sonnabend, den 29./2., Sonntag
den 1., Montag, den 2., Dienstag, den 3./3. 8 U.

Panne

Sonntag, den 1./3. Nachm. 3 Uhr

Ein toller Einfall.

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Chat noir

Friedrichstr. 165 Ecke Behrenstr.

Dir. Rud. Nelson. Tgl. 11—2 Uhr.

Fritz Grünbaum mit

Räte Erilholz neuem

Max Laurence Repertoir.

Mascha Dignam. Willi Prager a. G.

FOLIES-BERGÈRE

Tel. L. 4739 Jägerstr. 63a

9 1/2 Uhr 9 1/2 Uhr

Rosario Guerrero

Dora Castella. Rita Tanca.

Harry Steffin. **Luciano Lucca.**

Morchashani. **Walter Steiner.**

Sybille d'Artois.

Preise der Plätze: 6, 5, 4, 3, 2 Mk.

Tageskasse 11—3 und von 6 Uhr an Büch-
vorverkauf invalidendank U. d. Linden 24.

Antiquitäten

aus Japan und China, sehr gute alte Stücke
unter der Hand billig zu verkaufen. Wer
Beschreibung wünscht wolle seine Adresse
an J. D. 793, an Rudolf Mosse,
Berlin SW, senden

Gegr. 1880. **Otto A. Koch Nachf.** George Koch Inhaber

Berlin C2., Spandauer-Brücke 8.

Elegante Damenhüte

Auswahlmodellen auch nach Aussenhalb. Referenzen jederzeit!



Marke Gerbode gefärbten
preiswerteste aromatische Cigarette.
200 Stk. M. 10, 70 franken-Ladungsbasis.

Carl Gerbode, Poff. Berlin C 31. Spittelmarkt 11 Etage

M. Marx & Co. Foreign Bankers

(An- und Verkauf von an der Londoner Börse gehandelten Wertpapiere.
Auskünfte kostenfrei.)

London E. C. Telegraphic Address:
Gresham House Old Broad Street. Offerendos, London.

Dr. med. Werter
zeigt in seiner soeben erschienenen Schrift,
die für 50 Pfg. im geschlossenen Brief (aus-
wärts 70 Pfg.) durch **J. Muretz & Co.,**
Berlin N 0 18. c. zugesandt wird; wie der
geschw. Mann neue Lebensfreude gewinnen
u. sein Nerven-System wieder kräftig kann.

Winterkuren. — Frühjahrskuren.



Oberwaid
b. St. Gallen. (Schweiz)
Sanatorium ob. d. Bodensee,
auch zur Erholung u. Nach-
kur. Physikal.-diätet. Heil-
weise nach **Dr. Lahmann.**
Subalpines mild. Klima. Herrl.
Lage. Illustrierte Prospekte frei.



Deutsche Seemanns-Schule
Hamburg-Waltershof
Praktisch-theoret. Vorber-
eitung u. Unterbringung
seelustiger Knaben
Prosp. durch die Direktion.

Hermann Walther, Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., Berlin W. 30, Nollendorfplatz 7.

Soeben erschien:

Harden im Recht?
Eine Betrachtung von **Frank Wedderkopp.**
Preis: 50 Pf. 5 Bogen. 8°. **Preis: 50 Pf.**

Fay's **echte Sodener Mineral-Pastillen**

Überall zu haben. Preis 83 Pf. pro Schachtel.



Gegen Husten & Heiserkeit.

Oster-Sonderfahrt nach dem Orient und Palästina

mit dem
Doppeldecker-Tourer
„Meteor“.

Abfahrt von Venedig 8. April.

Besucht werden die Häfen: Malta, Alexandria (Sitra, El. Pyramiden von Gizeh und Sakkara, Memphis etc.), Beirut (Hasbek resp. Damaskus), Jaffa (Jerusalem, Betlehem, Hebron, Ezer Meer etc.), Piräus (Athen), durch den Kanal von Sues nach Korfu, durch die Straße von Messina nach Palermo (Messina), Neapel (Sorrento etc.), Genua. Aufenthalt in Genua 12. Mai. Reisebauer 34 Tage. Fahrpreise von Mk. 1000 an aufwärts.



Alle Wünsche erhalten die Prospekte.

Hamburg-Amerika Linie, Hamburg,
Abteilung Vergnügungsreisen.

MORPHIUM Entwöhnung absolut zwanglos und ohne Entbehrungserscheinung. (Ohne Spritze.)
 Dr. F. Müller's Schloss Rheinflick, Bad Godesberg a. Rh.
 Modernstes Specialsanatorium.
 Aller Comfort. Familienleben.
 Prosp. frei. Zwanglos. Entwöhn. v.

ALKOHOL

OPEL Rüsselsheim M.
 Nähmaschinen
 Fahrräder
Motorwagen
 Man verlange Preisliste.

Diabetes-Bauer

Koetzschenbroda-Dresden.
 Sommer- und Winter-Kuren.

Eheschliessung in England!
 Prospekte gratis, Auslandsporto!
 Brock & Co., 90, Queenstr., London, E. C.



Das Solvolith ist das Zahnpflegemittel der Fachleute und wird seit Jahren von zahlreichen Universitäts-Professoren und Fach-Autoritäten empfohlen. Vor minderwertigen Nachahmungen wird gewarnt.
 Erhältlich in Apotheken, Drogerien etc. Für Grossisten und Wiederverkäufer Anfragen an **Fritz Hermann, Karlsbad**, Palais Böhmisches Escompte-Bank.



Fort mit der Feder!



Die neue **Lilliput - Schreibmaschine**

ist das Schreibwerkzeug für jedermann.
Modell A Preis Mk. 38.—
Modell Duplex Preis Mk. 48.—
 Sofort ohne Erlernen zu schreiben. Schrift so schön wie bei den teuersten Schreibmaschinen. Kleine Weichgummitypen. Durchschlagskopien. Premiirt auf allen besuchten Ausstellungen. Illustr. Prosp. u. Anerkennungs-Schreiben gratis und franko.
Deutsche Kleinmaschinen-Werke
 Justin Wm. Hammerger & Co.
 München 21. Lindwurmstrasse 12/13.

Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft auf Aktien.

Bankgeschäft, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 45.

Fernsprecher: Amt VI:
No. 675 Direktion.

„ 7913 Kasse u. Effektenabteilung.
„ 7914
„ 7915 Kuxenabteilung.
„ 7916

Telegramme: Ulrichs.

Reichsbank-Giro-Konto.

Ausführung aller ins Bankfach einschlagenden Geschäfte.

Spezial-Abteilung für Kuxe und unnotierte Werte.

9-1 und 3-5 Uhr.

BERLIN

DER KAISERHOF

DAS GRÖSSTE UND SCHÖNSTE LUXUS-HOTEL DER WELT

GRAND RESTAURANT KAISERHOF

GRILLROOM KAISERHOF

FESTSÄLE KAISERHOF

GRÖSSE HALLE KAISERHOF

FIVE O'CLOCK-KONZERT 4-6.

Nervenschwäche der Männer

Ausführliche Prospekte mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.

Dr Hofmann's Kuranstalt

für Herz- und Nervenkrankte
Berlin W.

Schöneberger Ufer 20, part., an der Potsdamer Brücke.

Sprechstunde 10-1 und 3-5.

Bad Nauheim, Bismarckstr. 1.

P. P. Liebe

Verfasser der „Seelen-Aristokraten“ etc. zeigt an, dass er Charakter, Innenleben, die Psychologie der Persönlichkeit aus ihrer Handschrift erforscht. Distinguierte Praxis seit 1890. Kombinierte Original-Methode. Die grosszügigen, lebendigen Seelen-Analysen des Entdeckers der Psychographie unterscheiden sich streng von alltäglichen Handschriftenbeurteilungen. Massgebende, ausführliche Anerkennungen aus den Kreisen der Intelligenz. Moderne Menschen, die mehr eine Sehnsucht nach Erkenntnis reizt als der Kitzel der Sensation mögen brieflich anfragen. Sie empfangen frei und unverbindlich: die Bedingungen für Charakterbeurteilungen und intensiv anregende Broschüre.

P. P. Liebe, Schriftsteller, Augsburg I.

Original Englische Arbeit



Keine Fabrik in Deutschland

Herbst- u. Winterkur!

Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt pr. Woche von M. 60.- ab.

„Sanatorium Zackental“ (Camphausen)

Bahnlinie: Warmbrunn-Schreiberhau 11.

Petersdorf im Riesengebirge (Bahnhof)

für chronische innere Erkrankungen, neurosthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände. Diätetische, Brunnen- u. Entziehungskuren. Für Erholungsuchende. Wintersport. Nach allen Errungenschaften der Neuzeit eingerichtet. Windgeschützte, nebelfreie, nadelholzreiche Lage. Seehöhe 450 m. Ganzes Jahr besucht. Näheres Dr. med. Bartsch, dirig. Arzt d. selbst oder Administration in Berlin S. W., Mückernstr. 116.

1 = 32 !

Der offiziellen Reichs-Statistik entnehmen wir, dass der Versand an

Henkell Trocken

im Jahre 1907 sich fast genau so hoch beziffert wie der Total-Versand sämtlicher 32 Sektellereien von Elsass-Lothringen und Luxemburg (der sogenannten „Grenzfirmen“) zusammen genommen im Rechnungsjahre 1906/07.

Es ist damit der Beweis erbracht, dass das deutsche Publikum beim Kauf sich nicht mehr wie früher durch die französischen Namen leiten lässt, sondern dass die Wahl eines Sektes in allererster Linie durch die Qualität der Marke bestimmt wird.

Henkell & Co.

